Lebende Bilder.

Zum

Beschauen für das Volk.

Von

Bernard Wörner.

Zweite Abtheilung.

Augsburg, 1866.
Verlag von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Versprechen und Halten.

„Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da wußte man nichts von Mamsell und Madam.
Die züchtige Jungfrau, das häusliche Weib,
Sie waren ächt deutsch noch an Seel' und an Leib.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war ihr die Wirthschaft kein widriger Kram.
Sie las nicht Romane, sie ging vor den Herd,
Und mehr war ihr Kind als ein Schooßhund ihr werth."

Langbein.

Trotz der Fastnachtstage, welche gewöhnlich einen guten Theil der jungen und alten Welt, wenn nicht ganz, so doch stark dreiviertel zu Narren umstempeln, saß der junge Meister Heinrich Eichfelder im Lehnsessel neben seinem Ofen und brütete, den Kopf auf die Hand gestützt, dumpf und schwermüthig vor sich hin. Fastnacht, so jung und so griesgramig! — Das geht unmöglich mit rechten Dingen zu. Wir täuschen uns in dieser Vermuthung nicht, und es lohnt sich jedenfalls der Mühe, der Ursache ein wenig näher auf die Spur zu kommen. Eichfelder ist seines Zeichens ein Schreiner, kaum in die kräftigen Dreißiger eingetreten und erst seit sechs Monaten concessionirter und ansässiger Meister der

Stadt. Letzteres erreichte er dadurch, daß er Haus und Recht, Mobiliar und Inventar, sammt Allem, was d'rum und d'ran hing, von einer Wittwe um dreitausend Gulden zu kaufen bekam. Die eine Hälfte des Kaufschillings zahlte er baar mit seinem ererbten Vermögen, die andere blieb auf Recht und Anwesen stehen und mußte natürlich verzinst werden. „Was liegt daran?" werden viele meiner geehrten Leser fragen. „Wir haben auch Hypotheken auf Haus und Feld und sind deshalb nichts weniger als traurig. Nicht Alle werden reich geboren und mancher Reiche stirbt arm. Wenn er darum den Kopf hängt, so lacht man ihn rundweg aus und verweist ihn auf die Arbeit, womit man die Interessen und in guten Jahren selbst einen Theil des Capitals abträgt."

Richtig gesprochen, meine Herrn, und doch nicht getroffen! So hatte Eichfelder beim Kaufe auch calculirt und fest gehofft, in wenigen Wochen drei bis vier Gesellen und ein paar Lehrbuben unter seiner thätigen Leitung in der Werkstatt hämmern und sägen, hobeln und poliren zu sehen. Und leiten konnte er ein Geschäft, denn er besaß Kenntnisse und Praxis, Geschmack und Fertigkeit, Lust und Liebe dazu, und hatte einen großen Vorrath splitterdürres Holz übernommen. Alles war in Bereitschaft, nur Eines fehlte, — die Arbeit. Sein Meisteranfang war nämlich in ein schlechtes Jahr gefallen, wo die Leute nur das Nothdürftigste repariren ließen und neue Bestellungen zu den Raritäten gehörten.

Zudem war die halbe Stadt verschwistert und verschwägert, vergevattert, vervettert und verfraubaset, so daß Jeder, der 'mal des Hobels bedurfte, in seiner endlosen Verwandtschaft sicherlich einen Schreiner zählte und es für ein Staatsverbrechen gehalten hätte, zu dem fremden Anfänger zu gehen.

„Aller Anfang ist schwer," werden Manche sagen, „und für schlimme Zeiten muß ein Sparpfennig da sein, oder man soll das Anfangen bleiben lassen." — Auch richtig gesprochen, meine Herrn, und doch nicht ganz getroffen. Der Sparpfennig war da, ging aber zu Ende, und wenn wir ein wenig weiter forschen, finden wir sicherlich im Hintergrunde noch ein zweites Häckchen. Kurz, Eichfelder hatte kein Glück in der — Liebe. In ein solches Geschäft gehört eine tüchtige Hausfrau mit rührigem, verständigem Sinn, die dem Manne wenn möglich etwas einbringt, oder das liebe Nichts durch sich selbst zu ersetzen weiß. Statt dessen mußte Eichfelder mit einer Magd hausen, die sich freilich wichtiger als zehn Frauen geberdete, den ganzen Tag wie besessen hin- und herrannte, dabei aber nichts zu Stande brachte, außer mit ihrer Lästerzunge, die allerdings ihres Gleichen suchte. Kam dann der Markttag heran, so rechnete sie dem Meister für tausenderlei Bedürfnisse mit größter Geläufigkeit eine Summe von dreißig bis vierzig Batzen daher, daß diesem die Haare zu Berg standen und sein Verdienst weit zurückblieb. Trotzdem brachte sie nichts in

das Haus, nichts auf den Tisch, und mehr als einmal mußte der Herr hungriger aufstehen als ein Lehrbube, der um Gnad' und Barmherzigkeit willen gelehrt wird. Längst suchte er nach einer andern Magd, konnte aber mit aller Mühe keine finden, die Lust hatte, bei ihm einzustehen. Auch hatte er da und dort bei ordentlichen Bürgerstöchtern als Freiersmann angeklopft. Vergebliche Gänge! Die einen wiesen ihn kurz und rund ab, die andern schlugen ihm grob die Thüre vor der Nase zu, als sei er ein Auswurf der Menschheit. Und warum das? Er war doch ein gradgliederiger, ordentlich gebauter Bursche, ohne Fehl und Hehl, mit offenem, fröhlichem Angesicht, so gut als hundert Andere. Heine — wie das Volk spricht — konnte sich den Grund nicht denken, wir ebenso wenig, und müssen geduldig warten, bis die Zeit uns das Räthsel entziffert.

Nach langem Sinnen und Studiren erhob sich der Meister vom Lehnsessel und ging in tiefen Gedanken im Zimmer auf und ab. „Wenn mir nur der liebe Gott helfen wollte!" seufzte er endlich aus tiefstem Herzensgrunde, blieb stehen, faltete die Hände und blickte traurig zu dem Crucifixe empor, das, halb unter Palmzweigen versteckt, die Wand zierte. Dann senkte sich sein Auge auf den großen, prachtvollen Spiegel, der darunter hing, wie zum Hohne schimmerte und leuchtete und wirklich grell und sonderbar gegen die ganze Umgebung abstach. Es war ein großes, fein geschliffenes Glas, das jedes

Bild haarscharf zurückstrahlte, umspannt von einem reich verzierten, künstlich geschnitzten und schwer vergoldeten Rahmen, ächt Roccoco, obend'rauf einen hohen, spitzzulaufenden Aufsatz, der an Eleganz, Zierrath, Kunstfertigkeit und Vergoldung den unteren Theil weit überstrahlte. Es ist ohne Zweifel ein Fremdling, der sich in diese Stube verirrte, und die Wittwe wußte bei der Uebergabe zu erzählen, daß dieses Cabinetsstück vor langen Jahren von einem vornehmen Herrn in Geldnöthen bei ihrem Manne versetzt und nie wieder ausgelöst worden sei. Heinrich betrachtete den Spiegel lange Zeit. Plötzlich richtete er sich hoch auf, wie von einem neuen, guten Gedanken durchdrungen, und sprach: „Heiliger Cajetan! Du warst so oft und von jeher schon mein Vermittler und mein unbegrenztes Vertrauen zu Dir habe ich von meiner Mutter selig geerbt. Laß mich in diesen harten Zeiten nicht sinken! Sieh, wenn Du bei Gott für mich einstehst, so will ich Dein eigenes Bildniß in diesen Rahmen malen lassen und in unserer Pfarrkirche aufhängen zum Danke und Zeichen für alle Zeiten. Ja, das will ich!" setzte er entschieden nochmals bei und fühlte sich nach diesem Versprechen ordentlich erleichtert, als sei ihm bereits halb und halb geholfen. Seine frühere Zuversicht kehrte zurück, er strich mit der Hand die Falten und Sorgen von der Stirne und langte zuletzt selbst nach Mütze und Stock, um nach seiner Art die Fastnacht zu feiern. „Die wüsten, lärmenden Freu-

den, wie sie da und dort aus Tanzböden und Bierkneipen hervorbrechen, mag ich nicht," meinte er, „aber meinen Lieblingsgang will ich machen, durch die Stadt hinab zum Flusse, wiewohl die Dämmerung bereits ihren dunklen Schleier auf Häuser und Straßen niedergesenkt hat, und zum Schlusse

Ein Glas Bier in Ehren
Kann Niemand verwehren." —

Eichfelder war keine fünfzehn Schritte mehr vom Wasser entfernt, schon hörte er das Plätschern der Wellen, das Schieben und Stoßen der einzeln treibenden Eisstücke, als aus einer Seitengasse ein durchdringender, gellender Schrei und lautes, helles Klirren an sein Ohr schlug. Er sprang darauf zu und fand ein Mädchen, welches auf dem glatten, gefrornen Wege gestürzt war, wie leblos am Boden liegen, unfähig, sich zu erheben, und von dem großen „Bartel" oder Bierkruge nichts mehr in der Hand als die Henke mit dem Zinnbeschläge. Mühsam richtete Heinrich die Gefallene auf und wußte selbst nicht, wie ihm geschah, als nun die hübsche Jungfrau hocherröthend und zitternd auf seinem Arme ruhte. Sie mußte schwer gefallen sein, denn es war ihr rein unmöglich, den rechten Fuß zu gebrauchen. Hilfe suchend blickte der Schreiner die Straße hinauf, die Straße hinab, — Niemand ließ sich sehen. So stehen bleiben wollte und konnte er nicht. Es galt zu handeln. Rasch entschlossen und groß und stark, wie er war, hob er die

Jungfrau wie ein Kind auf seinen Arm und trug sie langsam nach dem letzten Hause der Straße, welches sie ihm mit der Hand anzeigte.

Ei, wie staunten die Eltern, ein paar alte Schiffersleute, als die Thüre aufsprang und sie ihr einziges Töchterlein in dieser Lage und Gesellschaft anrücken sahen! Sie fielen beide vollständig aus dem Concept. Der Vater riß fortwährend die Trottel seiner Zipfelhaube hin und her und rannte rings um den Tisch herum, als wollte er einen Kreislauf exerciren; die Mutter aber sprang nach der Küche, um Wein, Essig oder etwas dergleichen zu holen, brachte statt dessen eine Hand voll rohes Sauerkraut und präsentirte es der Tochter, welche ihr Träger auf einen Sessel niedergelassen hatte. „Schafft sie in's Bett, — ich hole einen Arzt," rief dieser und eilte davon. Diese Worte wirkten auf den Vater wie ein elektrischer Funke. Mit einem Schlage brachten sie den alten Schiffer zur Besinnung. „He — he!" schrie er und sprang gleichfalls nach der Thüre. „Den Bader Eusebius! Er ist mein Gevatter und der Geschickteste weit und breit."

Heinrich hatte den Alarmruf nicht mehr gehört, sondern brachte einen andern Arzt, der sofort den ausgefallenen Fuß untersuchte und an's Einrichten ging. Die Operation lief nicht ohne tiefes Stöhnen und etliche laute Schmerzensrufe ab, welche dem armen Heinrich wie tausend Messerstiche durch die Seele schnitten. Er hätte

den Doktor prügeln mögen und als dieser sein Geschäft vollendet hatte und sich verabschiedete, machte ihm der Schiffer zum Danke eine Faust auf den Rücken, weil er den schweren Conflict mit seinem Gevatter Eusebius wohl voraussah.

Eichfelder blieb, setzte sich an's Bett, tröstete die Tochter, unterhielt die Eltern. Er vergaß total auf sein Glas Bier, Stunden verflogen wie Minuten und als er endlich des Anstandes halber aufbrechen mußte, hatte er wohlweislich bei der Patientin für die Erlaubniß gesorgt, sich morgen wieder nach ihrem Befinden erkundigen zu dürfen. Die Schiffersleute drückten ihm herzlich dankend die Hand und luden ihn zu baldigem Wiederkommen ein. Letzteres war rein unnöthig. Der junge Mann kam schon von selbst wieder und immer wieder und nach vier Wochen lief wie ein Lauffeuer das Gerücht durch die Stadt: Schreinermeister Eichfelder sei mit der schönen Schiffers-Rethel verlobt und versprochen und drei Sonntage nach Ostern werde man Hochzeit halten. Letzteres traf richtig und wirklich ein, trotz aller Hetzereien, Verläumdungen und Agitationen, die aus unbekannter Quelle dagegen losgelassen wurden.

Mit dem Tage der Trauung zog ein neues, frisches Leben bei Eichfelder ein. Rethel war mit der ganzen Schifferzunft verwandt. Die Einen brachten ihre Arbeit aus Freundschaft, Andere aus Neugierde, kamen aber alle zusammen wieder, weil sie sich trefflich bedient sahen.

Des Meisters Ruf stieg, in Jahr und Tag hobelten und hämmerten sechs fleißige Gesellen und zwei Lehrbuben in der Werkstatt und es liefen von auswärts gerade so viele Bestellungen ein, wie aus der Stadt selbst. Den einzigen Mißton gab Anfangs die Magd, welche gern das Regiment fortgeführt hätte. In aller Stille legte ihr Rethel das Handwerk, nahm die Casse aus ihrer Hand, ging selbst auf den Markt und kaufte um zwanzig Batzen, was sonst dreißig gekostet. Das konnte die böse Person nicht verwinden. Unterm Ziele lief sie davon und richtete selbstverständlich die junge Frau nicht wenig aus. Was liegt daran? Verständige Leute wissen, was von solchen Verläumdungen zu halten ist, und leichtgläubige, unerfahrene Menschen zählen nicht. Bei dieser Gelegenheit erfuhr übrigens der Meister von den Nachbarn, daß gerade die Lästerzunge der Magd, welche gern das Vöglein für sich selbst eingefangen hätte, die Ursache war, warum er früher keinen andern Dienstboten, noch viel weniger eine Frau bekommen hatte.

Wiederum ist Fastnacht gekommen. In der Werkstatt des jungen Eichfelder herrscht tiefe Stille, er selbst sitzt in seinem Wohnzimmer hinter dem Geschäftsbuche, der große, schöne Spiegel hängt unversehrt noch an derselben Stelle wie vor zwölf Monaten. Die Meisterin richtete Allerlei in Ordnung und schickte sich sodann an, einen Besuch bei ihren Eltern zu machen.

Der Meister versprach nachzukommen.

Im Hinausgehen trat der Frau ein fremder Herr entgegen, der sich nach dem Meister erkundigte. Er ward freundlich in's Zimmer gewiesen.

„Ah, grüße Sie Gott, mein lieber Meister!" rief dieser beim Eintritte, wie ein alter Bekannter, und verzog seinen zahnlosen Mund zu einem breiten, widrigen Lachen, während die kleinen, grünen Augen hinter den großen, silbergefaßten Brillenscheiben rasch im ganzen Zimmer umherkreisten. ‚Sogar heute thätig?"

„Ein wenig," antwortete Eichfelder und trat ehrerbietig auf den Fremden zu. „Wen habe ich die Ehre zu sprechen und womit kann ich dienen?"

„Ich, mein lieber Herr? — O, ich bin ein närrischer Kauz, der von Stadt zu Stadt wandert und überall die renommirtesten Meister heimsucht, aus purem Vergnügen! Womit dienen? Ich weide meine Augen gern an großen Möbelmagazinen und schleppe manches schöne Stück fort. Kommt's mir aber quer durch den Kopf, so kaufe ich auch alten Schund, den reinsten Plunder um schweres Geld, wenn's in meinen Kram paßt. Können's glauben. Die dumme Welt lacht mich dafür aus und ich schlage ihr ein Schnippchen."

„Ein Magazin kann ich Ihnen leider nicht zeigen," bemerkte der Meister, „da ich kaum die bestellten Artikel liefern kann. Vielleicht einmal nach Jahren."

„Das ist gut, das ist gut!" plauderte der kleine Herr, beschrieb dabei einen großen Bogen um den Meister

und steuerte wie von ungefähr auf den Spiegel zu. „Magazine fressen großes Capital und werfen oft schlechte Procente. Fix ist fix und bestellt ist bestellt.“ Mit diesen Worten blieb er vor dem Spiegel stehen, schob die Brille in die Höhe, patschte lustig in die Hände und kicherte laut: „Hi, hi, hi, hi! Was haben Sie denn da für ein kreuztolles, verschnörkeltes Guckglas? Das Untergestell könnte sich ja im Aufsatz verkriechen. Schlagen Sie das vergoldete Ungethüm zusammen, so gibt's ein halbes Dutzend moderner Rahmen. Hi, hi, hi! Gewiß ein Erbstück?“

„Doch nicht. Ich habe das Ganze durch Kauf übernommen.“

„So, so!“ meinte der Fremde und schielte listig hinter den Brillengläsern hervor. „Wissen Sie, was? Mit dem Rahmen können Sie 'mal einschüren und sich eine warme Stube machen, für das Glas zahle ich Ihnen zehn Gulden, weil es dick und stark ist. Es gefällt mir, ich gebe den doppelten Werth und damit gut. Nun, mein Bester?“ —

In diesem Augenblicke kam Eichfelder das Gelübde, welches er heute vor einem Jahre gemacht, wieder auf das Lebhafteste in den Sinn. Wir wollen nicht behaupten, daß er diese ganze Zeit über nicht daran gedacht habe. Im Anfange war es ihm oft und heiß eingefallen, aber von Tag zu Tag verschoben worden, dann dachte er seltener und immer seltener daran, und zuletzt gerieth

es ganz in Vergessenheit. So sind einmal die Menschen. Im Unglücke jammern sie laut auf, ringen die Hände und möchten gleich den ganzen Himmel stürmen. Im Glücke erhebt sich die Seele leicht und froh wie ein Federchen in die Lüfte, schaukelt lustig auf den Wogen der Freude und denkt nicht mehr des Vergangenen. Inzwischen überlegte der Meister, daß er auf diese Weise den Rahmen behalten und immer noch sein Versprechen erfüllen könne, während das Glas ein schönes Stück Geld eintrug. Deshalb antwortete er: „Die Sache kann sich machen. Ich will heute Abend mit meiner Frau darüber sprechen."

„Ei, ei! Hat die Frau den Pantoffel im Hause an?" fragte höhnisch der Antiquitätenhändler, dem auf einmal die Sache schief ging, und der nahe daran stand, sich in seiner eigenen Falle zu fangen. Ihm war es nämlich durchaus nicht um das Glas, sondern nur um den werthvollen Rahmen zu thun. Speculirend auf die Unkenntniß des Eigenthümers, setzte er den letzteren herab, bot dabei auf das Glas einen hohen Preis, in der Hoffnung, um einen oder zwei Gulden mehr werde ihm der Meister die Einfassung von selbst nachwerfen. „Also die Frau trägt den Pantoffel?"

„Ja wohl," entgegnete Eichfelder ruhig, „die Frau den Pantoffel, der Mann die Stiefel. Wenn beide einig und tactgemäß zusammentreten, gibt's einen guten Tanz."

„Ja, was treibe ich denn wieder?" ruft jetzt der

Händler laut lachend, schlägt sich mit der Faust vor die Stirne und stellt sich unmenschlich erstaunt. „Wie kann ich ohne Rahmen das Glas transportiren? Es ist zu einfältig! Was verlangen Sie, wenn ich das alte Gehäuse dazu nehme?“

„Es ist eine Roccoco-Arbeit und ich müßte mich zuvor erkundigen.“

„Roccoco? — Schnörkelei, Schnitzelei, dummes Zeug sagen Sie! Feilschen ist meine Sache nicht. Ich zahle Ihnen zwei Karolin und damit gut.“

„Der Rahmen hat eigentlich schon seine Bestimmung und ich misse ihn nicht gern,“ meint Eichfelder, dem jetzt sein Gelübde wieder lebhaft vor Augen tritt. Plötzlich aber fährt ihm der Gedanke durch die Seele, daß er für sein Bild ja eine moderne Fassung machen könne und er setzt zögernd bei: „Außer wenn er sehr theuer bezahlt wird.“

„Gut, so gebe ich Ihnen drei Karolin und damit eingeschlagen! Her die Hand!“

„Ich muß erst mit meiner Frau reden . . .“

„Mit seiner ewigen Frau!“ unterbricht ihn der Händler unwirsch. „Das ist Mannes Sache. Uebrigens will ich Niemand drängen. Morgen früh komme ich wieder und hoffe nicht, daß Sie ein solches Angebot von der Hand weisen. Gute Besserung! Adieu!“ —

An diesem Abend war Eichfelder bei seinen Schwiegereltern ungemein munter und aufgelegt, so daß es fast

wie gezwungen aussah. Dafür schlief er die Nacht um so unruhiger, weil mancherlei sein Gewissen trübte, was er freilich nicht gern zugestand. Seine Frau wußte nichts von dem Versprechen und erfuhr sie es, so wurde der Handel zu Wasser. Das stand fest. Das Gelübde, ohne alle Clauseln und Nebengedanken gemacht, stand in flammenden Zügen vor seinem geistigen Auge, während im Hintergrunde die Habgierde lauerte und gierig nach dem gebotenen Gelde angelte. Die widersprechendsten Gefühle stritten in seinem Innern, und der lichte Morgen kam, ohne daß er zu einem Entschlusse gelangt war. Endlich glaubte er noch beim Ankleiden den rechten Weg entdeckt zu haben.

„Die List ist mißlungen," calculirte er, „der Händler wird das Glas ohne den Rahmen nicht nehmen. Macht nichts! Wenn er bis auf vier Karolin steigt, soll er das Ganze haben. Dann bestelle ich sofort das Gemälde, mache selbst eine hübsche, moderne Fassung dazu, und das Bild soll die Kirche mehr zieren, als der altmodische, vergoldete Schnickschnack."

Plötzlich schreckt ihn aus diesen Gedanken ein heller, scharfer Knall empor, wie wenn der Hahn eines Gewehres auf den Zündkegel niederfährt. Schnell springt er nach der Thüre, welche in das Wohnzimmer führt, bleibt aber eben so schnell und wie festgebannt auf der Schwelle haften. Da steht er, der kühne Rechner! Die Haare starr zu Berg gesträubt, Augen und Lippen weit

offen, die Hände vorgestreckt, wie zur Abwehr eines Unglücks und kein Tröpflein Blut mehr in dem leichenblaßen Antlitz. Sein Spiegel, der schöne, große Spiegel ist zersprungen in tausend und abermals tausend längliche Splitter, die mit den Spitzen alle wie zu einem Strahlenkranze im Mittelpunkte zusammenlaufen. Und wenn zehn Arbeiter zehn Wochen lang an dem Glase getheilt hätten, nie und nimmermehr würden sie diesen künstlichen, vielgestaltigen Splitterkranz zusammengebracht haben.

Endlich läßt Heinrich die Hände sinken, drückt sie fest auf das Herz, athmet tief auf und spricht leise vor sich hin: „Das ist ein Fingerzeig Gottes!" — Kaum gesprochen, greift er nach Mütze und Rock, hebt den zerbrochenen Spiegel von der Wand und trägt ihn fort.

Nach einiger Zeit kehrte er wieder, rief seine Frau herbei, die sich vor Erstaunen kaum fassen konnte, und erzählte ihr den ganzen Hergang. „Und jetzt," schloß er, „habe ich den Rahmen zum Maler getragen, ein Bild bestellt, und dort soll er bleiben, bis Alles zum Aufhängen in der Kirche fertig ist."

„Gott sei Lob und Dank!" rief Rethel aus ganzem frohem Herzen und faltete die Hände. „So ist's recht. Hättest Du Dich von dem Fremden verleiten lassen, ich würde keine Stunde mehr ruhig unter Deinem Dache geschlafen haben. Man soll nichts leichtsinnig verspre-

chen, aber wer einmal ein Gelübde macht, muß es auch halten." —

Es ist überflüssig zu bemerken, daß der kleine Antiquitätenhändler trotz seiner großen Brille am andern Tage mit dem Meister kein Geschäft zu Stande brachte. Er war darüber nicht wenig ingrimmig und schob die ganze Schuld der Frau in die Schuhe. Diese kümmerte sich durchaus nicht darum, lebte mit ihrem Manne noch manches Jahrzehend heiter und vergnügt und beide hatten die Erfüllung ihres Versprechens nie zu bereuen.

Der alte Mensch.

Wer kennt nicht wenigstens dem Namen nach das große Seminar von St. Sulpice mit der prachtvollen Kirche gleichen Namens in Paris? Dieses Seminar wurde zur Zeit Ludwigs XIII. von dem Abbé Olivier, einem Manne von bewundernswerther Tugendhaftigkeit und Heiligkeit, gegründet. Bevor sich der fromme Priester mit seinen ersten Mitbrüdern in Paris niederließ, bewohnten sie zu Vaugirard ein gewöhnliches Haus und bereiteten sich durch Buße, Gebet und Entsagung, durch die Sorge für Unglückliche, überhaupt durch einen ächt christlichen Lebenswandel dazu vor, unter dem Schutze Gottes die besonderen Werkzeuge zu dem großen Unternehmen zu werden, welches er ihnen vorgezeichnet hatte.

Olivier versammelte seine frommen Genossen häufig in einem gemeinschaftlichen Saale und ermahnte sie, mit unermüdlichem Eifer auf dem Wege der Vollendung fortzufahren, heilige Priester zu werden und für dieses hohe Ziel ohne Unterlaß zu kämpfen, sich zu kasteien und sich selbst zu besiegen, mit einem Worte: den alten Menschen, d. h. die schlechten Neigungen einer durch die

Sünde verderbten und begierig zum Bösen sich hinneigenden Natur zum Opfer zu bringen.

Die nöthigen Dienstleistungen und Ausgänge für das stille Asyl wurden von einem alten Gärtner, Namens Thomas, besorgt, der mit seiner Frau in einer kleinen Hütte am Ende des Gartens wohnte.

Thomas hatte die außergewöhnlichen Zusammenkünfte der Schüler Olivier's in dem gemeinschaftlichen Saale im Stillen beobachtet und sich wiederholt mit seiner Frau darüber besprochen. Sie konnten sich trotz allen Sinnens die Frage nicht beantworten, was wohl die guten Herren dort thun möchten. „Ich bin nicht neugierig," behauptete der alte Gärtner, „aber ich muß wissen, was in dem Hause geschieht. Es läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe, bis ich der Sache auf den Grund gesehen habe." Die Frau redete getreulich zu, und Thomas beschloß, bei nächster Gelegenheit zu lauschen.

Am Abend des nämlichen Tages, an welchem der Gärtner diesen schönen Entschluß gefaßt hatte, fand eine Versammlung statt. Thomas hat Alles beobachtet. Auf den Fußspitzen schleicht er vorwärts, legt das Ohr an die Thüre und hört reden. Er lauscht und unterscheidet die Stimme Olivier's. Noch einen Augenblick und die Stille der Zuhörer läßt ihn deutlich die Worte vernehmen: „Meine Herrn, was zögern wir? Legen wir heute noch die Hand an's Werk! Zu lange schon hält uns unsere Feigheit zurück. Lasset uns den alten Menschen

opfern, ohne Rücksicht, ohne Barmherzigkeit, ohne auf sein Klagen und Schreien zu hören! Nur um diesen Preis wird der Friede bei uns einziehen. Er ist unser Feind, jederzeit bereit, uns zu verderben. Immer in unserer Nähe, wird er uns tödten, wenn wir ihn nicht mit Muth opfern. Wozu Entschlüsse fassen, und sie nicht zur Ausführung bringen? Keine Minute darf mehr gezögert werden! Der Augenblick ist gekommen. Er soll, er darf nicht mehr länger leben, der alte Mensch! Alles muß geschehen — —"

Thomas fuhr zurück. Er war der einzige Alte im ganzen Hause. Man denke sich sein Erstaunen, seinen Schrecken, wie er diese gräßlichen Worte vernahm. Es war offenbar, daß es sich um die Beseitigung seiner Person handelte, und zwar sofort, den nämlichen Tag noch, um ihn durch einen neuen Gärtner zu ersetzen.

Bleich wie der Tod flüchtete der Greis in seine Hütte. „Frau," rief er athemlos, „Frau, wir sind verloren! Schnell, schnell, laß uns fliehen! Wir sind in eine Räuberhöhle gerathen. Sie wollen uns ermorden — ich hab's gehört, vielleicht zur Stunde. Wir haben höchstens einige Minuten Zeit, unsere ärmliche Habe zusammenzupacken. O mein Gott, wer hätte das glauben sollen? Männer mit so wohlwollenden Mienen, die uns so viel Freundschaft erzeigten! Mein Gott! Mein Gott!" Und während Thomas so klagte und seiner bestürzten Frau erzählte, was er so eben erlauscht hatte, packte er

hastig sein bischen Hab und Gut in zwei oder drei große Körbe. Doch zu spät! Er hatte seine Vorbereitungen zur Flucht noch nicht vollendet, als sich die Thüre öffnete und Olivier auf der Schwelle erschien.

„Thomas," sagt er mit Milde, „wir schellen schon seit fünf Minuten zum Abendessen. Habt Ihr nicht gehört?" —

Keine Antwort.

„Ja, was macht Ihr denn da? Was bedeuten diese Päcke, wo wollt Ihr hin?"

Der alte Gärtner glaubt, sein letztes Stündlein sei gekommen. Die Haare sträuben sich auf seinem Haupte. Er zittert an allen Gliedern. Die Angst schnürt ihm die Brust zusammen. Er sucht irgend eine Waffe, einen Dolch in den Händen Olivier's zu entdecken. Endlich bricht er, seiner nicht mehr mächtig, hervor: „Abscheulicher Mensch! Ihr seid erkannt! Heuchler, Verräther, Mörder! Ich hab' Alles gehört. Mörder! Zu Hilfe! Wache!"

Der arme Abbé stutzt und weiß nicht, wie ihm geschieht. „Was habt Ihr denn, Thomas?" fragt er. „Ihr habt wohl den Verstand verloren?"

„Wollte Gott, es wäre so! Wache! Wache! Zu Hilfe! Sparen Sie Sich die Mühe, sich länger zu verstellen! Ich habe Alles gehört. Ich war an der Thüre, als Sie Ihre verrätherischen Genossen aufforderten, mich noch diesen Abend zu tödten. Warum mich tödten?

Konnten Sie mich nicht einfach hinwegschicken, wenn Sie einen neuen Diener an meine Stelle setzen wollten?"

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was dies Alles bedeuten soll?" ruft der Abbé, immer mehr erstaunt. „Erklärt Euch deutlicher! Wer strebt Euch nach dem Leben?"

„Sie!"

„Ich?"

„Ja, Sie — Sie! Ich habe Ihre Stimme erkannt, als Sie den Leuten sagten, sofort den alten Menschen zu opfern und nicht zu zaudern, Ihren Rath zu vollziehen."

Bei diesen Worten begriff Olivier die Verwechslung, den ganzen Hergang. Aus Herzensgrund lachend, verließ er die Hütte, um seinen Genossen den Vorfall zu erzählen. Diese kamen alle zu Thomas und suchten ihm begreiflich zu machen, daß es sich nicht um ihn handle. Doch erst nach längerer Zeit und ausführlicher Erklärung erkannte der alte Gärtner seinen Irrthum und stand davon ab, eine verborgene Waffe bei sich zu führen, um sich gegen einen unvermutheten Ueberfall zu vertheidigen. Er wollte nicht einsehen, daß auch alte Leute nicht neugierig sein und nicht lauschen dürfen. —

Gegen den Strom.

I.

Wetten und Paschen
Macht leere Taschen,
Und gewinnst auch dein Spiel,
Es bedeut't halt nit viel.
Schnaderhüpfel.

„Was, Herr Hahn, Sie liegen da in aller Ruhe und Gemüthlichkeit im Quartier, während draußen der halbe Marktplatz in hellem Aufruhr steht? Ei, ei! — eine schöne Marschbereitschaft das!“ So rief der Aufschläger Ruckdäschel in strengem, mißbilligendem Tone, als er, in das große Wirthszimmer zur „Glocke“ tretend, hinter dem sogenannten „Luftbrett“ an der Thüre, welches die Gäste am nächsten Tische gegen den Zug schützen sollte, die zerzausten Haare und das verwitterte, pockige Gesicht des städtischen Polizeidieners wahrnahm.

Der Angerufene erbleichte, so weit sich dies erkennen ließ, sprang von seinem Sitze und stotterte: „Wa — wa — was? Wie? Wo?“

„Auf dem Markt, Herr Stadtcommandant, mitten auf dem Markt! Ein gräulicher Spectakel am hellen Tage!“

„Es ist ein Hundeleben, keine Minute sicher — so wollt' ich doch ...." Der Sicherheitswächter griff hastig nach Krug und Stock, um mit dem Reste des ersteren sein Herz, mit dem letzteren seine Hand zu wappnen. „Da sollen alle ...."

„Laß Dich nicht aus Deinem Neste locken, alter Kauz!" mahnte freundlich ein zweiter Gast, der nach Herrn Ruckdäschel eintrat und dessen Worte noch vernommen hatte. „Ruhig Platz halten! Du kennst ja die g'spassige Manier des Herrn Aufschlägers. Und jetzt — guten Abend allerseits!"

Der Polizeidiener sah zweifelhaft von dem Einen zum Andern, während die Wirthin mit festen, knarrenden Schritten herzutrat, dem Herrn Aufschläger derb die Hand schüttelte und sich mit einem spöttischen Knix an seinen Nachfolger wandte: „Ah, der Herr Metzgermeister Essenbeck! Eine seltene Ehre! Was macht die junge Frau?"

„Sie sieht zum Fenster heraus," lautete die lakonische, ausweichende Antwort des Meisters, der seine dünnen, melirten Haare sorgfältig nach dem kahlen Vorderkopfe strich.

„Was hat's denn wieder gegeben?" kehrte sich die Wirthin neugierig zu dem Aufschläger.

„Einen Tumult, einen Aufstand!"

Der Polizeidiener fuhr abermals in voller Hast hinter dem Brette hervor und wollte zur Thüre hinaus.

„So bleib' doch, bemoostes Haupt!" wehrte der Metzger lachend. „Du kommst post festum, — wie der Lateiner sagt — das liegt einmal in Deinem Amte. Die Leute haben sich längst verlaufen. Trink' lieber Ein's, alter Kamerad! — Gnädige Frau Gastgeberin, eine Maß für den Herrn Stadtcommandanten!"

„Gehorsamst zu dienen Seiner Gnaden dem Herrn Zunftvorstand," gab die Wirthin spöttisch zurück, und wandte sich nach der Schenke. „Nanni! — Nanni! — Licht — anzapfen — die Herrn sind da."

Aus der Schenke tönten ein paar helle Schläge auf den Leib des Fasses. Ein zischendes, rasch gedämpftes Brausen und das Gluckern des in die Krüge strömenden Bieres folgte. Die Frau vom Hause warf Filzunterlagen auf den Tisch, das Schenkmädchen setzte die schäumenden Krüge mit einem freundlichen „Wohl bekomm's!" darauf und brachte Licht und Fidibus, damit der Herr Aufschläger seine Pfeife anzünden konnte.

Starkes Athmen und lautes Reden in der Hausflur verkündete die Ankunft neuer Gäste. Die Thüre ging weit auf. „Nichts als Spectakel und unnöthiger Lärm! Man sollte das Gesindel einfach nicht in die Stadt lassen! Aber der Herr Stadtschreiber wurde zuerst gemalt, natürlich ohne in seine Tasche zu langen, und da geht Alles." Mit diesen Worten ließ eine hagere, zugeknöpfte Gestalt, ganz schwarz nach Art der Geistlichen gekleidet, einen äußerst umfangreichen Herrn

vortreten, dessen Größe und Corpulenz die ganze Höhe und Breite der Thüre in Anspruch nahm.

„Recht schönen, guten Abend, Herr Gevatter!" grüßte die Wirthin den colossalen Herrn mit einem verbindlichen Lächeln, während sich sein Begleiter mit dem düstern Gesichte und dem langen Stocke, der Buchbinder Kempf, mit einem schlichten „guten Tag" begnügen mußte.

„Jeder plaudert vom Spectakel," klagte die Frau und rückte geschäftig mehr Stühle an den Stammtisch, „aber Keiner erzählt. Was ist denn vorgefallen?"

„Ihnen geschieht vollkommen Recht, wenn Sie nichts erfahren," behauptete Essenbeck, während der Herr Gevatter, von der Frau Gevatterin unterstützt, sich schwerfällig niederließ. „Eine so kluge und speculative Frau und bleibt mit ihrer „Glocke" in dieser Zwerggasse hängen! Wirthschaften wie die „Glocke" gehören auf den Markt, mitten auf den Markt! So denk' ich."

Die Frau sah den unberufenen Rathgeber einen Augenblick bös an und entgegnete in wegwerfendem Tone, der das Gegentheil ihrer Worte constatiren sollte: „Nicht alle Leute können so reich sein, um unter den hohen Herrschaften am Markte zu wohnen. Ich meine, wo ordentliche Kost verabreicht und gutes Bier geschenkt wird, zieht die Wirthschaft nicht den Gästen, sondern die Gäste der Wirthschaft nach. So denk' ich."

„Eine alte Geschichte," schnaufte der dicke Gevatter, dessen hechtgrauer Rock, mit vielen Mehlspuren übersäet,

deutlich sein Metier verrieth. Auch sein Name Parteimüller deutete darauf hin. In der kleinen Gesellschaft titulirten ihn Alle den „Herrn Gevatter", wiewohl im Grunde nur die Wirthin dazu berechtigt war.

„Und ich sage," behauptete der unnachgiebige Essenbeck, „die Köchin soll ihre Bratpfanne vom Feuer und die Frau Wirthin die Stühle da vom Tische ziehen. Es kommt keine Seele mehr."

Die Wirthin, welche als eine reiche Bauerntochter in das Städtchen geheirathet und ihre heimathlichen Manieren treu bewahrt hatte, stemmte die Arme in die Seiten und stand im Begriffe, dem Marktmetzger eine derbe Abfertigung zu geben, als sich der Herr Aufschläger in's Mittel legte. „Einmal ist keinmal," begütigte er und blies behaglich den Dampf seiner Pfeife von sich. „Jetzt hat eben dieser Hexenmeister, der Künstler mit der langen, spitzen Fi'zmütze, die einem abgekappten Kirchthurm auf ein Haar gleicht, das ganze Städtchen in Alarm gebracht. Vom Morgen bis zum Abend ist der „Anker" von Neugierigen förmlich umlagert. Das junge Volk klettert an den Mauern hinauf und rauft sich um den besten Platz. Die armen Leute stehen stundenlang auf dem Pflaster und sehen in die Schaufenster. Wer aber ein paar Groschen für einen Schoppen in der Tasche hat, geht hinein und besieht sich das Ding in der Nähe."

„Ich mag das Teufelszeug nicht sehen," bemerkte der Buchbinder mit allen Anzeichen des Abscheues und

nahm eine Prise. „Eine Sünde ist's, für solches Blendwerk nur einen Heller auszugeben."

„Halt, halt, Meister Kempf!" wehrte Ruckdäschel ernst. „Erst sehen, dann urtheilen! Nicht Blendwerk, sondern reell, greifbar, eine neue Erfindung, die an das Wunderbare streift. Achtung! Sie kommen in den „Anker" zu dem Herrn mit der steifen Zipfelhaube, setzen Ihr schönstes Gesicht auf und stellen oder setzen sich vor einen kleinen, geheimnißvollen Kasten mit einem großen Auge — camera obscura — denk' ich. Der Künstler visirt, schlüpft unter ein Tuch, nestelt einige Sekunden im Finstern, taucht wieder auf und salutirt mit seiner famosen Nebelkappe. Ein Druck und aus dem Zauberkasten springt eine Glasplatte, die er überhaucht und mit Allerlei .... was weiß ich, überstreicht. Die Platte wird Ihnen präsentirt. Sie trägt tief eingebrannt Ihr Porträt, zum Sprechen getroffen, Ihr Conterfei, wie es leibt und lebt."

„Das muß freilich Leute anziehen," meinte der Gevatter und breitete ein Stückchen kaltes Fleisch, das er aus der Rocktasche hervorbrachte, auf den Tisch.

„Ei, es hat nicht viel gefehlt," bemerkte der Buchbinder hämisch, „so wären vorhin dem geisbärtigen Stutzer die Leute schlecht bekommen. Ich hätte lachen können."

„Was kann der Künstler dafür?" fragte der Aufschläger.

„Wenn ihm ein unbeholfener Güterwagen den Doppelschild wegreißt?“ ergänzte Essenbeck.

„So macht man keinen Schild auf,“ eiferte der Buchbinder, der durch den Fremden seinen Handel mit Heiligenbildern bedroht glaubte, „und solche Schilde führt man hier überhaupt nicht.“

„Aber anderwärts,“ versetzte Ruckdäschel mit Nachdruck. „Ich sah das schon in vielen, großen Städten, wo ich als Feldwebel in Garnison lag. Es gibt nichts Einfacheres: zwei lange Arme, in gewissen Distanzen an das Haus geschraubt, die sich vorn in einem spitzen Winkel die Hände reichen. Auf beiden Seiten prunkt in fetten Buchstaben die Firma: Henry Rubens, Photographisches Atelier. Wer die Straße auf- oder abgeht, muß sie lesen. Einfach und practisch!“

„Ja wohl, sehr practisch!“ näselte Kempf, „wenn das Machwerk bricht und einen armen Knaben halb todtschlägt. Es hätte statt der Schulter ebenso gut das Hirn lädiren können. Sie sollten ganz anders sprechen, wenn der Junge Ihnen anstatt dem Gastgeber zum „Anker“ gehört hätte.“

„Dem Ankerwirth geschieht Recht,“ schalt die Wirthin, und ein häßlicher, schadenfroher Zug entstellte ihr frischrothes Gesicht. „Man weiß schon, im „Anker“ ist Alles besser und Alles schöner, weil alles Gesindel dort aufgenommen wird. So schiebt man keinen Schild über die Straße hin. Das ist polizeiwidrig. Dem super-

klugen Herrn Piepenbach wird noch manche Eule aufsitzen, und andere Wirthsleute leben doch auch."

„Weg, weiter mit diesen Zugvögeln!" polterte der Buchbinder heftig. „Die besten taugen keinen Pfennig. Sie bringen nichts als Unglück in die Stadt und den ansässigen, ehrbaren Gewerbsleuten, die ihre Steuern und Abgaben zahlen, den bittersten Schaden."

„Nicht allen," sprach der Herr Gevatter, welcher Müller und Bäcker zugleich war, mit einem stolzen Lächeln. „Mein Geschäft ist, wie man sagt, ein „fressendes". Das geht immer gleich, Jahr aus und Jahr ein, trotz aller Erfindungen."

„So!" rief Kempf gedehnt und fixirte den umfangreichen Mann mit überlegener Miene. „Ich las gestern einen amerikanischen Geschäftsbrief. In diesem stand unter Anderm geschrieben von — neuen Kunstmühlen und großartigen Brodfabriken mit Maschinen" — er betonte Silbe um Silbe, — „die um ein Drittel schneller und billiger arbeiten als die ersten Meister. Amerika ist nicht aus der Welt. Kunstmühle und Brodfabrik werden über's Meer zu uns schwimmen. Wie dann?"

Der Bäcker entfärbte sich, ließ den letzten Bissen Fleisch, welchen er auf sein Taschenmesser gespiest hatte, fallen und starrte dem Unglückspropheten sprachlos in's Gesicht. Es blieb ihm keine Zeit zur Entgegnung. Die

Thüre wurde weit aufgeschlagen und ein neuer Gast trat mit vielem Geräusche ein.

„Da!" platzte der Buchbinder heraus, und Alle wandten wie auf ein Commando die Köpfe.

Der Fremde stand mitten im Zimmer, kerzengerade, eine Mappe unter dem Arme, die Hand auf der Brust in dem sammtnen Schnürrock, und betrachtete sich den Polizeidiener hinter dem Luftbrett und die vielen, leeren Plätze. Er hatte keine andere Wahl, und trat festen, gemessenen Schrittes auf den einzigen besetzten Tisch zu. „Guten Abend, meine hochgeehrten Herren!" grüßte er, legte die Rechte an den aufgestülpten Rand seiner Mütze und neigte ehrerbietig das Haupt. Mit diesem senkte und hob sich die steife, fast zwei Fuß hohe Filzmütze und mit ihr im Tempo der gleichgeformte, flachshaarige Geisbart, der bis zur letzten Kordel des Sammtrockes reichte. Komisch stach zwischen diesen sonderbaren Ausläufern, die durch einen innern Mechanismus verbunden schienen, das jugendliche, wie mit Roth bemalte Gesicht und die großen, lebendigen Augen hervor. „Ich werde mir die Ehre geben," fuhr der Fremde fort und verneigte sich abermals, „der hochzuverehrenden Gesellschaft die neuesten Resultate meiner Kunst zur Unterhaltung und gefälligen Einsicht vorzulegen."

Der Buchbinder schob bei diesen Worten die Arme weit auseinander, als sei der ganze Platz sein Eigenthum. Der Bäcker, welcher ohnehin für drei Personen zählte,

rührte sich nicht. Er sah der Frau Gevatterin an, daß sie sich ärgerte, und ärgerte sich aus Freundschaft mit ihr, weil der lustige Geselle auf die Anfrage: „Ein Glas Bier gefällig?“ — mit einem kurzen „Nein!“ geantwortet hatte.

„Das Ansehen kostet nichts, meine Herren,“ erklärte der Künstler nicht ohne Ironie und ließ seine Augen von Mann zu Mann gleiten. „Was man im Leben umsonst profitiren kann, läßt ein vernünftiger Mensch nicht unbenützt liegen. Wer überhaupt nur eine Idee von Kunstliebe in sich trägt, muß sich für die wichtige Erfindung, Photographie genannt, interessiren. Sie nimmt auf geheimnißvolle Weise einen getreuen Abriß vom Menschen, einen Naturselbstdruck, möcht' ich sagen, und entfaltet, wie die Eisenschienen, die Dampfschiffe und Telegraphen, bereits ihre Schwingen über die ganze Welt. Also, meine Herren!“ — Er schlug sein Album auf und breitete es ungenirt über die Arme des Buchbinders und des Herrn Gevatters. Letzterer stutzte, Kempf warf dem frechen Menschen einen zornigen Blick zu, aber beide zogen ihre unfreiwilligen Unterlagen langsam an sich. Der Herr Aufschläger und sein Nachbar erhoben sich von ihren Sitzen, um die Bilder besser sehen zu können. Das verdrießliche Gesicht der Wirthin lugte über die rechte Schulter des Herrn Gevatters, während das Schenkmädchen sich im Hintergrunde auf den Fußspitzen balancirte und den Mund ebenso weit offen hielt, wie die Augen.

Der Künstler machte eine Halbwendung und explicirte: „Meine Herren! Hier haben Sie vor Allem die Ehre zu sehen das Bild des hochberühmten Feldmarschalls Radetzky, aufgenommen am bekannten lombardischen Viereck, mitten im heftigsten Kugelregen, von meinem Bruder, Signore Giacomo Rubens, dem einzigen und allein rechtmäßigen Erfinder dieser Kunst. Hier kommt, meine Hochverehrtesten, ein Stück aus dem Oesterreicher Lande, die Eisenbahnstraße und der weltberühmte Viaduct über den Semmering, aufgenommen von mir selbst auf einem Felsenvorsprunge im tiefsten Winter, bei Mondenschein, als die Maschine zum ersten Mal an diesem Platze das Neujahr anpfiff — Sie sehen das Alles ganz genau — und die begeisterten Passagiere sich „Prosit Neujahr!" zuriefen. Nun erlaube ich mir, drei Blätter zugleich vorzulegen, aus Italien mit seinem ewig blauen Himmel, dem Eden der Künstler: den König von Sardinien, von den Damen genannt Re galantuomo, seine Signora Amata, eines Tambourmajors Tochter, worüber die Geschichte schweigt, und den famosen Freiheitshelden, den großen Garibaldi."

Der Photograph stutzte. Er sah, wie der Polizeidiener hinter dem „Luftbrette" sich streckte, wild die Augen aufriß und die Ohren spitzte — schlug rasch um und rief: „Das ist Baron von Rothschild, der allmächtige Staatskipperer, Geldkuppler, Financier, wollt' ich sagen, und hier das nächste Blatt, von gleichem Stamme,

Berthold Auerbach, der geniale Dorfmensch, lauter bekannte Persönlichkeiten von meiner Hand. Aus fernen Weltgegenden, wohin ich berufen wurde, kann ich Ihnen zeigen den tapfern Tscherkessen-Häuptling Schamyl, den Schrecken der Russen, wie er in seiner Gefangenschaft Kohl jätet. Aus Amerika, in das mich ein eigener Regierungsdampfer, auch Steamboot genannt, trug, den Mississippi in seiner ganzen Breite, den Niagarafall mit Blondin, dem waghalsigen Seiltänzer, Barnum mit seinem weltbekannten Humbug, ein Wort, das in unserer Sprache nicht existirt. Und nun kommen deutsche Porträts, Kirchen, Städte, Gegenden, natürlich alle von meiner Hand ......"

Es ging fort und fort, bis das letzte Blatt umgedreht war. Der Herr Gevatter wischte sich den Schweiß von der Stirne. Der Künstler schlug seine Mappe zu mit den Worten: „So, meine hochgeehrten Herren, empfangen Sie hiemit meinen gehorsamsten Dank für Ihre gütige Aufmerksamkeit. Wer sich des Näheren überzeugen will, bemühe sich gefälligst in mein Atelier, „Hotel Anker". Die Wirthin hustete. „Entree frei. Ein schlechtes Oelgemälde kostet sechzig Gulden. Für den vierten Theil dieses Geldes liefere ich zwölf herrliche Photographien in Rahmen, ein ewiges Andenken für Kinder, Kindeskinder und die ganze hochachtbare Verwandtschaft. Ihr gehorsamster Diener, meine Herren! — Das nächste Gasthaus ist wohl die „Sonne"?"

Die Gesellschaft nickte, die Nebelkappe nickte, der lange Geisbart nickte mit ihr, und der Künstler entfernte sich langsamen, feierlichen Schrittes.

„Pfui, dieser garstigen, bärtigen Gesichter alle zusammen und das seinige dazu!“ schmähte die Wirthin, als der Photograph weggegangen war, und spuckte voll Abscheu in die Ecke. „Nicht ein einziges sauberes, anständiges Conterfei ist darunter. Jeder hat einen andern Wirrbüschel unter der Nase stecken. Pfui, wie abscheulich!“

Die Gäste lachten, und der Herr Aufschläger drehte seinen Schnurrbart links und rechts hinaus zum Zeichen, daß er diese Ansicht nicht theilte und auf die Manneszierde über seinen Lippen stolz war. Plötzlich ließ er jedoch den Bart fahren, legte den Zeigefinger an die Nase und machte eine sehr ernste Miene. „Ha, mir geht ein Licht auf! Frau Frühauf, Sie bringen mich auf einen sonderbaren Gedanken. Diese einzige Signora, welche vorkam, hatte unverkennbar einen Anflug auf der Lippe. Was soll das heißen? Warum hat uns das geschnürte Herrlein nicht ein einziges anderes Frauenzimmer, eine Prinzessin oder dergleichen gezeigt? Achtung, meine Herren! Das Brennglas in seinem Zauberkasten zeichnet diese Bärte, sie mögen im Gesichte stehen oder nicht. Alle Wetter!“

Er trat seinen Nachbar Essenbeck unter dem Tische auf den Fuß, daß dieser wiederholt zustimmend nickte

und ernst d'reinsah. Die Wirthin schlug die Hände zusammen, der Herr Gevatter und Kempf sahen den Sprecher verdutzt und zweifelhaft zugleich an.

„Nun, mir soll mein Mann kommen!" rief die Wirthin und schüttelte drohend die Rechte. „Herr Gevatter! lassen Sie Sich nicht „photolosgraphir'", bei Leibe nicht! Es wäre Jammer und Schade um Ihr schönes, glattes Gesicht. Die Frau Gevatter — Gott hab' sie selig! — würde sich im Grabe herumdrehen, wenn sie es erführe."

„Ei, ich muß das Ding probiren," meinte der Marktmetzger munter und strich sein frisch rasirtes Kinn. „Ein schöner Hambacher oder eine tüchtige „Schnurre" müßte mir flott stehen. Potz Blitz!"

„Pfui, schämen Sie Sich, nur so etwas zu sagen!" verwies ihm die Wirthin den Scherz mit großer Indignation in Blick und Geberde. „Bedenken Sie doch Ihren Stand!"

„Das müßte einem ordentlichen Bürger schlecht anstehen," pflichtete der Buchbinder bei und rückte einige Zoll. „Unter den Bürgern unserer Stadt wird dieser Unfug nie Sitte werden. Ich möchte mit einem solchen Pflichtvergessenen nicht auf derselben Bank sitzen."

„Ja, warum denn?" fragte Essenbeck unwillig. „Ich sehe keinen Grund ein. Was seither hier Sitte war, kann sich ändern. Geht nur hinaus in die Welt, Ihr Stubenhocker, und Ihr werdet's anders finden. Ich

sah auf meiner Wanderschaft Nürnberg, Regensburg, Passau, Linz, Wien, bis nach Pesth hinab, und stand bei manchem wackern Meister in Arbeit, der seinen Schnurr-, Knebel- oder Vollbart trug, so gut wie der Herr Landrichter, der Herr Forstmeister oder der Stadtschreiber hier. Und bei den anderen Ständen, Kaufleuten, Beamten und Soldaten, hättet Ihr lang suchen dürfen, um ein blankes Milchgesicht zu finden. Das weiß ich."

„Die Anderen vom Civil und Militär gehören nicht daher," entschied der Herr Gevatter und erhob würdevoll seine fleischige Rechte. „Was ein Jäger, ein Officier oder ein Stutzer thut, gibt noch lange keine Zierde für den Bürger. Hier ist einmal das auffallende Barttragen nicht Sitte, war und wird nie Sitte. Wir sind Bürger dieser Stadt, also paßt's nicht für unser Einen. Von der abscheulichen Tracht selbst will ich gar nichts sagen."

Der Aufschläger lachte still vor sich hin und drehte lustig seine grauen „Fahnen". Essenbeck aber gerieth über diese Zurechtweisung in Hitze und entgegnete heftig: „Möcht' ich wissen! Sind denn diese Leute etwas Besseres als wir? Oder haben sie ein Vorrecht, ein Privilegium dazu? Wo steht's geschrieben? Der Bürgerstand ist der Grundpfeiler des Staates. In ihm ruht der Reichthum des Landes, die Stütze des Ganzen. Das möcht' ich wissen! Wenn es mir heute einfällt, so lasse ich meinen

Schnurrbart stehen — so lang — ja so lang!" Er fuhr mit beiden Händen in die Höhe, links und rechts eine Elle hinaus. „Ich will doch sehen, wen das genirt, oder wer es mir verbietet. Holla, Kellnerin, eine Maß auf den Schrecken!"

„Der Herr Zunftmeister muß widersprechen," versicherte Kempf ärgerlich, „das ist nicht anders. Die unglückselige Gewohnheit rührt von den paar Schulen her, die er studirt hat."

„Die zwei Schulen, welche ich mit Ehren absolvirt habe, waren mein Glück und lassen mich manche Beschränktheit der Leute in einem andern Lichte sehen," betheuerte Essenbeck stolz und schlug mit der Hand auf die schwarze Atlasweste, die er bei jedem Ausgange, selbst an Werktagen trug! Sie sollte den Leuten zeigen, daß er jetzt ebenso gut ein hochwürdiger Herr, ein Richter oder Rentbeamter sein könnte, wie ein Anderer, wenn ihn nicht der frühzeitige Tod seines Vaters gezwungen hätte, in das Geschäft zu treten.

„Geht mir!" spottete die Wirthin wegwerfend. „Es ist nicht halb so ernst gemeint. Herr Essenbeck und ein Schnurrbart! Na, das wäre zum Todtlachen! Sein junges Weibchen sollte ihn stäuben. Dafür kenn' ich die Müller's Rosine."

„In meinem Hause bin ich Herr, sonst Niemand," behauptete der Meister und klopfte zornig mit dem Deckel

seines Kruges, daß das Schenkmädchen erschreckt herbeisprang.

„Halt, halt! Ich widerspreche feierlich," rief der Aufschläger munter. „Mit Ihren Ansichten mögen Sie Recht haben, aber Herr in Ihrem Hause sind Sie nicht. Wer in gestandenen Jahren noch ein junges, fröhliches Blut freit, muß ein Stück Pantoffel mit in den Kauf nehmen. Es geht nicht anders."

„Das will ich meinen," pflichtete die Wirthin bei. „Ich selbst würde der Rosine rathen und helfen. Ausraufen, wegbrennen müßte sie ihm die Schnurre. Ha, ha, ha!"

„Er wird sich hüten," kicherte Kempf und maß seinen Nachbar mit hämischen Blicken. „Meinen Kopf setze ich zum Pfande."

„Ich auch, ich auch," riefen Alle zugleich und der Herr Gevatter lachte, daß ihm die hellen Zähren in die Augen traten.

Essenbeck saß einen Augenblick unbewegt. Eine ganze Welt widersprechender Gefühle brach in ihm los. Er hatte Jahre lang in glücklicher, wenn auch kinderloser Ehe gelebt. Er hatte vor vierzehn Tagen ein junges, aber blutarmes Mädchen geheirathet, um den lachenden Erben die Freude zu verderben. Sollte Essenbeck, der zwei Schulen studirt hatte, sich jetzt einen Pantoffel-Ritter schelten lassen? Sollte er, der reiche Zunftmeister, sich beugen unter das Commando einer jungen Frau,

die ihm dankbar sein mußte? Finstere Mächte umrauschten seinen Geist und riefen: „Nein! und abermals nein!“ — Es schoß ihm alles Blut nach dem Kopfe. Er fühlte, wie seine Stirnadern anschwollen, wie jede Faser in ihm zuckte und tobte, und mußte mit Gewalt an sich halten. Er schob das zornige Gesicht über den Tisch, drückte die gespreizten Finger auf die Platte und sprach so ruhig als möglich: „Es soll gelten, aber nicht um Euere, sondern um Silberköpfe. Von heute an lasse ich meinen Schnurrbart stehen.“

„Ja wohl, bis morgen oder übermorgen,“ ergänzte der Herr Aufschläger munter, „wo ihn der Landarzt wieder wegfegt. So lassen wir uns nicht fangen.“

„Nein! nicht bis morgen, und nicht bis übermorgen,“ behauptete der Meister hitzig, sondern volle vier Wochen, und wenn mir's gefällt, noch länger, trotz aller Weiber, Frau Basen und Klatschschwestern, und trotz der ganzen Stadt.“

„Noch keine acht Tage,“ entgegnete der Aufschläger, gleichfalls warm werdend. „Noch keine vier!“

„Was gilt die Wette?“

„Ich setze zehn Gulden gegen einen Kreuzer.“

„Wir auch — wir auch!“ riefen der Gevatter und Kempf zugleich.

„Ganz gut. Wer mitlacht, muß auch mitwetten. Gewinne ich, so fallen Euere dreißig Gulden in die

Armenkasse. Verliere ich, so könnt Ihr meine zehn verjubeln. Die Frau Wirthin ist unser Zeuge."

Mit diesen Worten trank Essenbeck seinen Krug auf einen Zug aus und entfernte sich mit einem kurzen „Guten Abend!" —

II.

Geh' nicht mit Kanonen
Auf die Hasenjagd!
Kräfte muß man schonen,
Bis es heißt: gewagt!'

Sprichwort.

Es war eine Freude, in den Morgenstunden den „Herrn Dr. Gallus" zu beobachten, wie er geschäftig durch die Straßen der Stadt eilte. So titulirten ihn nämlich seine Mitbürger. Nach seiner eigenen umständlichen Erklärung war er Magister chirurgiae — was ihn nach seiner Ansicht zu dem Doktorgrade vollkommen berechtigte, — approbirter Land- und Wundarzt, Zahnarzt, Geburtshelfer, und weil es zum Geschäft gehörte, auch — Bader. Der Herr Gerichtsarzt hatte seine Geschicklichkeit und Umsicht zu verschiedenen Malen in Berichten und an öffentlichen Plätzen lobend erwähnt. Dr. Gallus that sich auf diese Aeußerungen nicht wenig zu gut. Er gab „Revanche" und hob bei jeder Gelegenheit, wenn sich auch Hügel an Hügel auf dem Stadtkirchhof reihte, die Wunderkuren des Herrn Physicus bis in den siebenten Himmel. So arbeiteten sich diese

zwei Jünger Aeskulaps gegen die sonstige Praxis der „Herren von der Medizin" in die Hände, und ihre Mitbürger befanden sich vortrefflich dabei, so lang sie — gesund waren.

Dr. Gallus war der bekannteste, aber auch der kleinste Mann auf sechs Stunden in der Runde, eine feingliederige, bewegliche Drahtpuppe, wie ein Knabe, der mit dem zehnten Jahre das Wachsen eingestellt hat. Wenn aber vorlaute Zungen über seine Kinderhände, seinen zarten Gliederbau und das bleiche, durchsichtige Gesichtchen spotteten, welches niemals ein Rasirmesser entweiht hatte, so erzählte er ihnen, daß seine Wenigkeit der „Nestquast" unter dreizehn Jungen war, die um den Tisch eines ärmlich besoldeten Landschulmeisters saßen, und machte dabei eine eigenthümliche Handbewegung vom Munde nach der Gegend des Magens, die alles Weitere sattsam erklärte. Dessen ungeachtet füllte Gallus seinen wichtigen Posten aus. Das lederne Messerfutteral unter dem Arme, das gelbe Rasirbecken in der Linken, die Serviette, welche aus dem langen Frackflügel wehte, wie den Schweif eines Cometen nach sich ziehend, und die beiden Hände gleich Rudern hinauswerfend, passirte er rastlos Straße um Straße. Der kleine Mann ist dabei die Höflichkeit selbst. Er grüßt alle seine Kunden, die des Weges kommen, sammt allen ihren Angehörigen und Verwandten. Er grüßt aber auch vor allen Häusern, worin die Kunden wohnen, es mag Jemand am

Fenster sichtbar sein oder nicht. Doch wie himmelweit verschieden sind diese Grüße! Gallus besitzt einen geheimen Regulator, den Niemand kennt, der aber seine Grüße und Complimente, seine Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, seine geschwätzige, unermüdliche Zunge, sein Denken und Handeln, all' sein Wünschen und Sehnen, sein ganzes Sein und Nichtsein bestimmt. Da kommt ein schlichter Schmied die Straße herauf, in rußigem Schurzfell, Hammer und Zange in der Faust. Der Bader reißt mit Sturmeseile seinen Cylinder herab, verbeugt sich wie vor einem gekrönten Haupte, und ergießt sich in eine Fluth von Glückwünschen, die den ganzen Tag bis zum Feierabend umfassen. Keine sechs Schritte davon stolzirt ein reicher, angesehener Holzhändler. Dr. Gallus gibt ihm ein lässiges: „Ihr Diener!" zum Geleit und lüpft den Hut so spärlich, als sei er einen Centner schwer. Im nächsten Augenblicke winkt er freundlich mit der Hand in den Laden eines Bäckers, während er den zuvorkommenden Gruß eines gebeugten Mannes in schäbigem Flause mit kurzem, militärischem Anschlag seiner Rechten an die Hutkrämpe erwidert, ohne ein Wort zu verlieren. So ging es fort, und die Sache hatte ihren guten Grund. Der Schmied legte ihm beim Wechsel des Jahres nach seinem wohlgesetzten Glückwunsche zwei blanke Kronen „Neujahr" auf den Tisch. Der Holzhändler zahlte sein Rasirgeld pünktlich, erwiderte den Glückwunsch des Barbiers gleich salbungsreich, hatte

aber den perfiden Grundsatz, keinen Kreuzer „Neujahr" zu geben. Der „Meister Bäck" spendete, wie sein Vater und Großvater nach dem Maßstab der guten alten Zeit einen Silbergulden. Der arme Tagschreiber aber beglückwünschte den Herrn Doktor zuerst und brauchte oft bis nächste Ostern, um das geringe Honorar in's Reine zu bringen.

Wer will Gallus seine Praxis verargen? Das „Neujahr Trinkgeld" mußte jedes Deficit, welches unvorhergesehene Zufälle in sein von der „Häuslichen Kammer" genehmigtes Budget brachten, decken. Und solche Zufälle gab es nicht wenige. Gallus hatte ein großes, sehr großes Weib, das den Putz liebte, und sechs Buben, die ihrer Mutter nachschlugen und es in gesundem Appetit mit allen Jungen der Stadt aufnahmen.

Dieser Regulator — er zeigte auf einen Kronenthaler, nach des Barbiers Ansicht die goldene Mittelstraße — schien auch sein freundliches Wesen bei dem Eintritte in den Laden und das Zimmer des Herrn Zunftvorstandes Essenbeck zu bestimmen. Er rief den beiden Gesellen ein „Nicht so fleißig!" zu, grüßte die Magd, welche ihm entgegen kam, als „sein schönes Kind", erkundigte sich angelegentlich nach dem Befinden der jungen Frau, welche im Laden verkaufte, und trat mit respectvoller Verbeugung in das Zimmer. Essenbeck schien den Verschönerungs-Commissär erwartet zu haben. Er setzte sich. In wenigen Sekunden verhüllte

eine Schaumwolke sein Antlitz und das Messer pfiff über den Riemen.

„Das beste Geschäft, Herr Zunftmeister, ist jetzt im Anker,“ erzählte Gallus unter seiner Arbeit, „aber nicht bei dem Herrn Gastgeber Piepenbach — bei Leibe nicht! — sondern bei dem Photographen. Alles strömt hin, sag' ich Ihnen, um sein Geld los zu werden und sich ein Gesicht zu kaufen. Es ist......“

„Hier nicht!“ unterbrach ihn Essenbeck und strich den Schaum von der Oberlippe, als das Messer an diese Stelle kam.

Entweder hatte Gallus in seinem Amtseifer diese Warnung nicht gehört, oder wollte sie nicht hören. Trotz des fehlenden Schaumes setzte er sein Messer mit Energie nochmals an.

„Hier nicht!“ wiederholte sich die Weisung in strengerem Tone, und drohend erhob sich das Seifengesicht.

Gallus fuhr zurück und zuckte mit dem Messer auf, als wollte er dem närrischen Kunden einen Hieb versetzen. „Auch eine Caprice,“ dachte er im nächsten Momente und fegte mit gewandten Strichen über die ihm preisgegebenen Theile. Ohne eine Silbe weiter zu erzählen, was seit zehn Jahren nicht vorgekommen war, vollendete er sein Geschäft, packte sein Zeug zusammen und empfahl sich.

Die Meisterin brachte den Kaffee. Es war freilich ein großer Unterschied zwischen dem zwanzigjährigen

Weibchen mit den glänzend schwarzen Flechten, den dunkeln, neckischen Augen, den frischrothen Lippen, den weißen Zähnen und den Wangen wie Milch und Blut, — und dem Hausherrn, einem starken Fünfziger, mit der hohen, kahlen Stirne, der langen, gebogenen Nase, deren Spitze ihm vor Jahren erfroren war, mit den vorstehenden Backenknochen und den andringenden Runzeln, die in zahlreiche Furchen ausliefen und selbst das Messer des Dr. Gallus nicht scheuten. Strahlender Morgen und einbrechende Dämmerung, Frühling und Herbst. —

Essenbeck wandte bei dem Eintritte seiner Frau unwillkürlich das Gesicht ab. Rosine stellte die Tassen auf, schenkte ein und rief zum Frühstück. Jetzt galt es, Farbe zu bekennen. Einen Blick auf ihren Mann, und die schmucke Frau lachte laut auf. „Da sieh 'mal!" rief sie munter. „D'rum war das Doktorlein so schnell fertig? Den ganzen stacheligen Schnurrbart hat er stehen lassen. Wie Dich das entstellt! Wie das die zwei Tage garstig abstechen wird! Wart', kleiner Kobold, wart'! Ich will Dir am nächsten Freitag auf die Finger sehen."

Der Meister lächelte verstohlen und erwiederte keine Silbe.

Dr. Gallus erschien am Freitag früher als gewöhnlich. Der werdende Schnurrbart hatte ihn drei Nächte nicht schlafen lassen. Was konnte für ihn nicht Alles daraus entstehen? Halbes Rasiren, halbe Kronen zu

Neujahr, und am Ende halbes Honorar! Man kennt ja die Modesucht der Leute. Essenbeck war Zunftvorstand, ein angesehener Mann. Wie leicht konnten die andern Metzger, die Färber, Sattler, Schmiede, ja selbst die Schuster und Schneider sein frevelhaftes Spiel nachahmen? Er sah schon im Geiste die halbe Bürgerschaft mit langen Bärten, und seinen Verdienst, seine Lebensfreude, ja Alles halbirt.

Gallus fühlte sich ordentlich erleichtert, als er die Meisterin im Zimmer fand. „Daß sie mir heute nichts stehen lassen!" warnte sie mit drohend erhobenem Finger und wich nicht von der Stelle.

„Ich? — Ich stehen lassen?" fragte Gallus gekränkt. „Mir eine solche Pflichtvergessenheit? Was hätte ich davon? Doppelte Mühe und schartige Messer! Zwischen Nase und Mund, schöne Frau, läuft die schwierigste Partie: Haare, hart wie Eisen, steif wie Elfenbein und spröd wie Glas. Kein Barbier Deutschlands konnte an dieser Stelle seine Durchlaucht den Herrn Fürsten Ernest ohne blutige Risse behandeln. Als der hohe Herr vor fünf Jahren hier übernachtete, rasirte i ch ihn, ich Magister chirurgiae Liborius Gallus. — „„Sie führen eine Meisterhand,"" rief seine Durchlaucht, nach wenigen Minuten sich unverletzt erhebend, und warf zwei Ducaten in mein Becken, daß mir der Schaum in das Gesicht spritzte und das Lakeienvolk herzlich lachte. Ich lachte

natürlich mit und gedenke des schönen Tages, so lang ich lebe.

Unter dem Erzählen schlug der ruhmselige Künstler mit wahrem Feuereifer seinen Schaum und tränkte damit das Antlitz des schweigsamen Kunden über und über. Das Messer zischte haarscharf über die Wange und näherte sich im Fluge der kritischen Stelle. Noch einen Strich .... außen herum .... jetzt ...."

„Bleibt stehen!" brummte der Meister und zog die Lippen in die Höhe.

Gallus bebte zurück und starrte den schrecklichen Menschen sprachlos an.

„Geh' doch, Joseph, und mache keinen schlechten Witz!" mahnte die Frau und trat einen Schritt näher. „Nur zu, Herr Doktor!"

„Bleibt stehen!" lautete die Entgegnung in aller Bestimmtheit.

„Bleibt stehen?" wiederholten beide in Einem Tone des Schreckens. Die Meisterin schlug entsetzt die Hände zusammen. Der Bader sank in die Knie, als wollten ihn die Beine nicht mehr tragen. „Sie, ein respectabler Bürger, ein geehrter Zunftvorstand, wollten vor aller Welt solch ein schlechtes Exemplum geben?" stieß er heftig hervor und der Kopf wirbelte ihm bei dem Gedanken an die zukünftigen „Neujahre".

„Es ist noch nicht Fastnacht," bemerkte Rosine gereizt und ihre Stimme nahm eine höhere Lage an, „und

selbst zur Narrenzeit steht es einem ehrbaren Mann schlecht an, den Hanswursten zu spielen."

„Sie geben großen Anstoß, öffentliches Aergerniß, Sie machen Sich lächerlich ...."

„Er bleibt stehen," tönte es noch entschiedener von den Lippen des Meisters.

„Das ist nicht möglich," versicherte seine Ehehälfte und setzte mit schmeichelnder, besorgter Stimme bei: „Joseph! lieber Mann! fehlt Dir etwas, bist Du unwohl?"

„Freilich, ganz gewiß!" erklärte Dr. Gallus, ärgerlich, daß er nicht zuerst auf diesen Gedanken gekommen war. „Eine Störung im Blute, in den Aterien, in den Nerven, im Gehirne ...."

„Gesund und bei Verstand!" unterbrach Essenbeck des kleinen Mannes Redestrom, „und gerade deshalb bleibt er stehen."

„Wie, Du willst Dir einen Schnurrbart wachsen lassen?" fragte Rosine gedehnt, als könnte sie den Gedanken nicht fassen. „Ein ordentlicher Mensch, ein angesehener Bürger, und diese abscheulichen Stoppeln im Gesichte!"

„Sie werden die ganze Stadt gegen Sich aufbringen, ja gewiß, Sie werden ein Unglück heraufbeschwören, Sie werden Sich und Ihr Geschäft ruiniren, Sie werden ...."

Die junge Frau achtete nicht auf den Doktor. Sie rang die Hände und ergoß sich in lautes Wehklagen:

„Gerechter Himmel! Ein Metzger und solche Tracht? Wo ist das je erhört worden? Ein Geschäft, das die größte Appetitlichkeit erheischt, und einen solchen garstigen, widerlichen, schmutzigen, unappetitlichen Busch auf der Lippe? Es ist unmöglich. Nein, nein! das dulde ich nicht. Joseph, Du läßt Dich rasiren. Jedes Spiel, das zu lang dauert, geht nicht schön. Vorwärts, Herr Doktor!"

Flink zog dieser vom Leder, aber der finstere Blick und die strengen Worte des Hausherrn bannten seine Hand. „Keinen Strich weiter, Herr Doktor! Sie werden Sich nach meiner Angabe bescheiden oder — haben mich zum letzten Mal rasirt. Ich trage einen Schnurrbart, und wenn das den hohen Herrschaften nicht recht ist, bleibt in Zukunft Alles stehen."

„Dann sehe ich Dich nicht mehr an," versetzte die Meisterin kurz gemessen und entschieden, einige Schritte zurückweichend, — „mein ganzes Leben lang nicht mehr. Ich will nicht. Ich kann nicht. Es geht über meine Pflicht."

„Nach Belieben!" erklärte der Hausherr kalt, verließ seinen Sitz und trat, um den Streit zu beenden, in das Nebenzimmer. Dr. Gallus packte hastig seine sieben Sachen zusammen und schied mit einem wehmüthigen Blicke auf die junge Frau, deren Thränen gewaltsam hervorbrachen.

Rosine war im Ueberlegen, im Worte und in der

That eine begabte, energische Person. Sie hatte schon als zehnjähriges Mädchen mit der Mutter Pläne machen, sorgen und fest Hand anlegen müssen, um ihre jüngeren Geschwister durch das Leben zu bringen. Solche Charaktere entwickeln sich gewöhnlich schneller als die im Glücke gebornen, erlangen in der Schule des Lebens ein festes, ich möchte sagen, zähes Wesen, und straucheln nicht leicht in den schwierigsten Lagen. Die junge Frau hielt ihrem Manne Wort. Sie sah ihn vom Freitag bis zum Sonntag mit keinem Blicke an. Stellte er eine Frage, so wurde sie bescheiden, aber kurz beantwortet. An ein Aufsehen, ein heiteres Lächeln, ein unterhaltendes Wort war trotz der sogenannten Flitterwochen nicht zu denken. Dagegen war sie freundlich gegen die Gesellen und Mägde, so viel diese auch im Geheimen zusammen flüsterten, freundlich gegen die Kunden im Laden und flink, als handthierte sie im Geschäfte nicht seit vierzehn Tagen, sondern seit so vielen Jahren.

Der Sonntag kam und mit ihm Dr. Gallus. Ernst und gespannt stand die Meisterin am Fenster, bereits im sonntäglichen Schmucke und zum Kirchengange gerüstet. Still, mechanisch traf Gallus seine Anstalten. „Bleibt?" fragte er scharf und zeigte verächtlich mit dem Finger auf die Oberlippe des Meisters und das rauhe, struppige Haarband, welches sie bedeckte.

„Versteht sich."

Diese zwei Worte brachten Gallus außer Fassung.

Er zitterte, als er sein Messer ansetzte, und Essenbeck zuckte unter der unzarten Behandlung. Als der gewohnte „Servus!“ das Ende der Operation ankündigte, rann das Blut aus drei tiefen Schnittwunden über sein Kinn. Der Operateur schlüpfte zur Thüre hinaus, ohne auf den „ungeschickten Menschen“ zu achten, welchen ihm sein Kunde voll Unmuth nachrief.

Rosine folgte dem gegebenen Beispiele und verließ schweigend das Zimmer. Ihr Gatte verzog den Mund zu einem spöttischen Lächeln. „Ei! die Frau Gemahlin geht heute allein in die Kirche? Macht nichts, Gnädige! Auf dem Heimweg mußt Du doch an meiner Seite paradiren.“

Diese Berechnung traf nicht zu. Der zärtliche Gatte wartete wohl am großen Portal, aber vergebens. Seine Frau hatte den Weg durch die Seitenkapelle benützt und war längst zu Hause. Um sich zu entschädigen, ging er geraden Weges in den „Anker“ zum Frühschoppen.

Es schlug ein Uhr — unerhört in den Annalen des Hauses, — als Essenbeck mit weinglühendem Gesichte und ziemlich aufgeregt heimkam. Sein erster Blick fiel auf den Tisch. „Warum nur ein Besteck?“ fragte er barsch. „Zwei Köpfe, zwei Bestecke! So war's, und so muß es bleiben. Die Dienstboten essen vor, die Herrschaft nach. Also — noch einen Teller!“

„Ich habe schon gegessen,“ antwortete Rosine und trug die Suppe auf.

„Schon gegessen?" fragte der Meister und zog die Stirne in krause Falten. „Mit wem, wenn man fragen darf? Jedenfalls mit den Gesellen. Schön, sehr schön! Ich dächte," fuhr er immer heftiger fort, „wenn der Hausherr einmal zehn oder zwanzig Minuten später heimkommt, so ist er Niemand Rechenschaft schuldig. Die Frau hat zu warten und gehört nicht zu den Gesellen. Ein trauriges Zeichen, wenn sie diese Unterhaltung anziehender findet, als die Gesellschaft ihres Mannes."

„Die Noth zwingt mich dazu," behauptete Rosine. „Gott sei es geklagt, aber es bleibt mir für die Tage, welche ich noch in diesem Hause bin, kein anderer Ausweg." Die bitteren Vorwürfe entlockten ihren Augen helle Zähren.

„Was, Du willst mit den Dienstboten essen? Du, die Frau, die Herrin des Hauses, willst Deine eigene Wirthschaft in's Gerede der Stadt bringen?"

„Ich kann nicht anders."

„Du unterstehst Dich!" brach der Meister zornig aus. „Wenn Du Deine Pflichten als Frau nicht besser kennst, so will ich sie Dir erklären. Hier ist Dein Platz — hier!" Und er schlug auf den Tisch, daß Schüssel und Teller klirrten.

„Hier war er," entgegnete Rosine bestimmt, aber gelassen. „Die Pflichten sind nicht allein für die Frauen gegeben, sondern auch für die Männer. Wie kann ich

froh an der Seite eines Gatten sitzen, der gerade diese Pflichten, Sitte und Gesetz mit Füßen tritt, der den Eltern zum Aergerniß, den Kindern zum Spotte dient, dem ich nicht einmal in das Antlitz sehen kann, ohne zu erröthen? Nein, diese Schande ertrage ich nicht. Ich kehre lieber zu meiner Mutter zurück, ich gehe weiter, als mich die Füße schleppen, zu land — landfremden Leuten."

„Ich trage mich, wie mir beliebt," rief der Meister wild, stieß seinen Teller zurück und sprang auf. „Und wer mit mir leben will, muß sich d'rein fügen. Rosine! — Rosine!" — er trat dicht vor sie hin, — „ich rathe Dir als guter Freund, laß diesen Eigensinn und dieses Altweiberzeug, sonst kommen schlimme Dinge!"

„In Gottes Namen! Ich bin auf Alles gefaßt. Die schönen Träume sind zerronnen, mein junges Leben ist geknickt, die öffentliche Schmach mein Loos. Was könnte mich noch Härteres treffen? Nur zu, nach Deinem starren Kopfe! Das traurige Ende wird sich eher finden, als Du glaubst."

Sie brach unter lauten Wehklagen in einen Strom von Thränen aus und wankte in das Nebenzimmer, damit Niemand von der Straße aus ihr Herzeleid bemerken möchte. Der Hausherr stülpte seinen Hut auf und ging dahin, von wo er gekommen war, mit dem einzigen Unterschiede, daß er sich zu seinem Nachmittags-Vergnügen ein benachbartes Dorf erkor. Auch am Abend ver-

schonte er die schmollende Ehehälfte mit seiner Gesellschaft und ersparte ihr die Mühe, selbst einen Teller auf den Tisch zu setzen. Er wanderte bei der Heimkehr mit lustigen Kameraden in die „Sonne" und suchte seine Wohnung erst lange nach Mitternacht auf, als Alles in tiefem Schlafe lag. Die junge Frau fühlte sich nicht berufen, allein das Haus zu hüten. Sie schloß frühzeitig den Laden und ging zur Frau Stadtschreiberin auf Besuch. Diese würdige Dame hatte ihr lange Jahre Beschäftigung gegeben und sich um ihre Versorgung mit dem vermögenden Wittwer die größten Verdienste erworben. Zum Danke dafür mußte sie jetzt das thränenreiche Klagelied über das unerhörte Benehmen des Neuvermählten anhören. Entrüstet schüttelte die Frau Stadtschreiberin das spitzenumwogte Haupt und suchte nach Kräften zu trösten. „Das wird schlechterdings nicht geduldet," versicherte sie zum Abschiede nochmals und drückte der unglücklichen Meisterin theilnehmend die Hand, „schon von der Stadt aus nicht. Heute noch will ich's meinem Manne, dem Herrn Stadtschreiber, sagen. Sobald der rabiate Mensch auf's Amt kommt, muß er ihm den Kopf ordentlich zurechtsetzen.

Rosine vergaß bei diesen Worten ihr Herzeleid und wanderte voll guten Muthes nach Hause, denn der Herr Stadtschreiber hatte eine mächtige Hand und hielt streng auf Zucht und Ordnung.

Das wichtigste Ereigniß in den nächsten zehn bis

zwölf Tagen war, daß Dr. Gallus für den Meister Essenbeck ausblieb. Dieser lachte, kaufte sich ein Messer und besorgte die Verschönerung seines Gesichtes mit höchsteigener Hand. Er lachte in dieser Zeit überhaupt viel und laut, was mit dem trübseligen, finstern Wesen im Hause schlecht harmonirte. Doch war es nicht jenes erheiternde, vom Herzen kommende und zum Herzen dringende Lachen, welches wie ein warmer Gewitterregen Geist und Gemüth erfrischt, sondern ein gezwungenes, vom Zaune gebrochenes, das den inneren Kampf und Unfrieden verdecken sollte. Mit nicht mehr Glück versuchte sich Essenbeck in allerlei Witzen und Sticheleien, die an der stillen Dulderin, welche sie verwunden sollten, spurlos abprallten. Es war ein hartes, peinvolles Zusammenleben, das auf die Dauer unmöglich währen konnte. Kein herzliches Wort wurde gesprochen, kein froher Blick gewechselt, denn die Meisterin hielt Wort. Sie sah ihren Mann nicht an, sie aß nicht mit ihm am Tische und hätte eher ihr Leben hingegeben, als den früheren Platz wieder eingenommen. Der Hausherr suchte sich für den Unfrieden und die Zwietracht daheim nach seiner Art zu trösten. Er blieb keine Minute länger zu Hause, als es unbedingt sein mußte. Am Tage vagirte er auf den Dörfern umher, bei der Nacht saß er in der „Glocke", strich nach Art des Herrn Aufschlägers seinen jungen Schnauzbart, ärgerte die Wirthin bis auf's Blut und ängstigte den Buchbinder Kempf, dem um seine zehn

Gulden gewaltig bangte. Zu Hause besorgten die Gehilfen das Geschäft, auch nach ihrer Art, und die Frau mochte zusehen, wie sie mit der Arbeit und den Leuten zu Stande kam.

Essenbeck war volle drei Tage nicht nach Haus gekommen. Der ältere Gehilfe behauptete, dieser Fall wäre, seit er im Dienste stehe, noch nicht dagewesen. Der Meister hatte ihn schon am ersten Tage mit dem erkauften Vieh und dem Bedeuten zurückgeschickt, er wollte tiefer in's Land gehen und sich ein wenig in der Welt umsehen.

Rosine saß auf einem Schemel, zu den Füßen einer hochbetagten Frau, deren spärliche Haare im Schimmer des Lichtes wie Silberfäden ihre Stirne umspielten. Es war ihre Mutter, welche jeden Abend kam, um ihr Trost und Rath zu bringen. Die Tochter weinte leise, aber bitterlich vor sich hin. Das Auge der Mutter ruhte schmerzhaft auf der gebeugten Gestalt, und auch über ihre welken, tiefgefurchten Wangen perlte Thräne um Thräne. Draußen tobte der Wind um das Haus, heulte im Schornsteine, fegte durch die Straße, wie ein scheuer Raubvogel, und warf die schweren Regentropfen in dichten Schichten prasselnd gegen die Fensterscheiben. Rosine gewann endlich Fassung, gebot ihrem Schmerze und lauschte besorgt auf das stürmende Unwetter. „Wenn er nur da wäre!" seufzte sie und legte die gefalteten Hände auf der Mutter Schooß. „Ich wünsche es, ich

bitte darum und doch zittere ich bei dem Gedanken an seine Rückkehr. Wie leicht könnte ihm in solcher Nacht ein Unglück zustoßen? Der Himmel nehme ihn in seinen Schutz und Schirm!"

„Geh', Du ängstigst Dich umsonst!" mahnte ihre Mutter lebhaft. „Was soll ihm passiren? Wir sitzen da und jammern nach ächter Weiberart. Wer weiß, wo jetzt Essenbeck in lustiger Gesellschaft schwärmt und sich wohl sein läßt? Geh' mir mit den Männern!"

„Leider, leider!" seufzte Rosine. „Er sitzt in lustiger Gesellschaft, verschleudert sein Geld und schwärmt wie ein freigesprochener Lehrling. Schickt sich das für einen gesetzten, geachteten Mann? So geht es seit drei Wochen. Er trinkt, trinkt viel, trinkt bis in die tiefe Nacht hinein, spielt mit heruntergekommenen Professionsspielern um die höchsten Einsätze und verliert, was wir zu Hause verdienen. Eine solche Fluth geistiger Getränke hält die Natur eines Fünfzigers nicht mehr aus und solche Spielverluste bringen reichere Leute, als wir sind, an den Bettelstab. Gott, o Gott! — wie wird das noch enden!"

„Du malst Alles zu schwarz. Wer wird immer das Schlimmste befürchten? Es ist wahr, Dein Mann ist ein eigensinniger, übereingebildeter Kopf, allein gerade diese springen oft über Nacht um. Glaub' mir!"

„Ja, ja, Mutter, er springt um, bös um mit sich, mit mir und der ganzen Stadt. Weißt Du, was er zum Herrn Stadtschreiber sagte? Die Frau Stadtschrei-

berin hat mir's selbst erzählt. Der Herr Stadtschreiber setzte ihm zu, zuerst mit guten, sanften Worten, und als diese nicht anschlugen, mit fester, scharfer Rede, wie das ein solcher Herr gewöhnt ist. Da reckte sich der verblendete Mann nach seiner ganzen Höhe, wie ein angegriffener Soldat, nahm eine herausfordernde Stellung an und rief: „Herr Stadtschreiber, kümmern Sie Sich um Ihren Dienst, Ihre Polizei und Protokolle, Ihre Sporteln und Taxen, Ihr Pflaster-, Brunnen- und Laternengeld, und machen Sie Sich nicht lächerlich! In Familienangelegenheiten haben Sie nichts zu reden und meinen Bart lassen Sie ungeschoren, so gut wie der saubere Dr. Gallus. Er bleibt stehen, sag' ich, fest stehen. Wer ihn abthun will, sehe zu, daß er seine Finger nicht verbrenne." — Er machte eine Bewegung, als schwinge er sein Fleischbeil, drehte sich auf dem Absatze und schlug dem Herrn Stadtschreiber die Thüre vor der Nase zu."

„Allmächtiger Himmel!" stöhnte das Mütterchen. „Das dem Herrn Stadtschreiber? Der Mann ist besessen. Eine böse Trud' hat's ihm angethan."

„Bei Leibe nicht, Mutter! Das Studiren ist's, das verdammte Studiren. Die Frau Stadtschreiberin sagt's auch. Zwei Klassen, nicht weiter — bis an den Hals, und in den Kopf kam nichts. Das gibt die unglücklichsten Menschen. Nach Jahr und Tag haben sie keine Idee mehr von dem Gelernten, das Geschäft verwischt Alles, aber der Dünkel bleibt, der lumpige Studenten-

stolz und die Sucht, sich über Alle und Alles zu erheben. Das ist's, Mutter, ja, der Geist des Widerspruches, den Niemand zu heilen vermag."

„Wenn ihm nur der gestrenge Herr nichts nachträgt!" jammerte die Alte voll Besorgniß. „Das ganze Geschäft könnte in Abwesenheit kommen. Mit der Obrigkeit darf der Bürger nicht streiten, sonst, sonst . . . ." Das Mütterchen schloß die Augen, als fürchtete es sich vor seinen eigenen Gedanken.

„Er thut es nicht, und ich" — die junge Frau richtete sich frei auf — „ich frage nichts darnach."

„Blutiger Heiland!" stammelte die Alte und sah mit erschreckten Blicken zur Tochter auf. „Auch Du? — Kein Reichthum schützt vor Bankerott."

„Höre mich an, Mutter! Die Gesellen arbeiten, wie sie mögen. Die Kunden fangen an, das Haus zu meiden. Sonst reichten vier Hände nicht zur Bedienung, jetzt steht der Laden Stunden lang leer. Die Leute scheuen sich vor solcher Waare, und ich selbst gebe sie mit Grauen her. Es schüttelt mich, wenn ich daran denke. Der Bankerott wird kommen. Was liegt daran? Ich sehe ihm ruhig entgegen. Vielleicht geht dann Essenbeck in sich und wenn ihn die Noth wieder zum Menschen gemacht hat, soll er sehen, daß ich treu zu ihm stehe und für ihn und mich mit meiner Hände Arbeit sorge."

„Alle Heiligen sollen Euch in Schutz nehmen!" seufzte das Mütterchen.

„Nein, Mutter, nein!“ entgegnete die junge Frau, heftig widerstrebend. Ihre Wangen strahlten unter dem Scheine des Lichtes, das sie voll beschien, und ihre Augen leuchteten, als sie mit erhobener Stimme fortfuhr: „Das Unwetter mag hereinbrechen, wann es will. Ich bebe nicht. Gern will ich wieder in den Taglohn gehen, will mit Hunger und Noth kämpfen, will vor den Thüren der Reichen betteln, wenn meine Kraft erlahmt — nur ohne Schande! Mein Mann ist mit Blindheit geschlagen. Er sieht nicht, wie gewissenlose Menschen ihn unter die Augen loben und hetzen, hinter dem Rücken aber zur Zielscheibe ihrer schlechten Witze machen; er sieht nicht, wie ihm die Kinder auf der Straße nachlaufen und mit den Fingern auf ihn deuten; er will nicht sehen, wie die Frauen und Jungfrauen bei jeder Begegnung züchtig die Augen niederschlagen oder verächtlich ausspucken, wie die Herren kaum seinen Gruß erwiedern und die Bürger wie vor einem Geächteten ausweichen. Ich aber, ich sehe Alles, ich fühle die Schande, welche jede Sekunde unser Haupt trifft, ich fühle die ganze Verachtung, welche auf uns lastet, daß mir das Herz brechen möchte!“

Das Mütterchen nickte, ohne eine Entgegnung zu wagen.

„Ein Mann aber,“ begann Rosine wieder, „der sich muthwillig der Schmach preisgibt, trennt sich selbst von seinem Weibe. Ich ertrage diese Ehe nicht länger. Noch

eine Woche, liebe Mutter, noch eine einzige Woche" — die Greisin zuckte zusammen und wollte Einsprache erheben — „widersprich nicht, Mutter, ich bin fest entschlossen: noch eine Woche, und wenn bis dahin mein Mann nicht in sich kehrt, so kehre ich wieder heim zu Dir. Sie mögen mich anklagen, prozessiren und einsperren! — Kommt mir mein Mann nicht entgegen, wie ich ihn am Altare empfing, so bringt mich keine Macht der Erde mehr lebendig über diese Schwelle."

Die erregte Frau sank erschöpft auf einen Stuhl, preßte das Gesicht in beide Hände und schluchzte laut und krampfhaft. Die Mutter weinte im Stillen mit und bewegte leise die Lippen. Sie mochte wohl für den studirten Meister beten, daß der liebe Gott sein Herz in Gnaden wenden möge.

„In Gottes Namen!" sprach sie endlich gefaßt, — „doch einen einzigen Versuch mußt Du mir zu Liebe noch machen. Bitte den Herrn Stadtpfarrer um seine Vermittlung! Schlägt auch diese fehl, so mag es geschehen."

Rosine willigte ein. Mutter und Tochter schieden mit schwerem Herzen.

III.

Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht;
Wer sich nicht selbst befiehlt,
Bleibt immer ein Knecht.

Sprichwort.

„Dem Herrn Stadtschreiber hab' ich neulich heimgeleuchtet, daß er mir auf zehn Schritte aus dem Wege geht. Allen Respect vor der Hochwürden, aber diesmal kommt sie schief an." Mit diesen Worten legte Meister Essenbeck die große, weiße Schürze ab, welche er im Geschäfte trug, und kleidete sich an. Sein Besuch galt dem Herrn Stadtpfarrer, welcher ihn wiederholt und dringend hatte einladen lassen.

Als Essenbeck eine Viertelstunde später die paar Stufen zum Pfarrhofe hinanstieg, warf er sich in die Brust und drehte den melirten Schnurrbart, der sich täglich länger, aber auch täglich widerspenstiger gestaltete. Ohne Zweifel sollte diese herausfordernde Bewegung sein Herz mit Muth gegen die Angriffe waffnen, welche ihm bevorstanden.

„Ich freue mich von Herzen, Sie wohl und munter zu sehen," empfing der ehrwürdige Priestergreis seinen Gast nach freundlicher Begrüßung und lud ihn zum Sitzen ein. „Als Sie noch Wittwer waren, hatte ich öfter das Vergnügen. Seit aber wieder eine brave Frau in Ihrem Hause schaltet und waltet, suchen Sie meine

Augen vergebens in diesen Räumen. Nun, nun! tempora mutantur — wir kennen das."

Der Meister brachte zur Entschuldigung einige Worte über den großen Geschäftsdrang und Zeitmangel vor. Der geistliche Herr achtete nicht sonderlich darauf, sondern fuhr lebhaft fort: „Ich darf mich indessen nicht beklagen. Ihre Frau hat den alten, mürrischen Mentor nicht so schnell vergessen und mich öfter besucht. Erst gestern war sie bei mir und wir plauderten eine schöne Zeit."

Essenbeck sah forschend zu dem Sprecher auf, der ein wenig pausirte. „Ich täusche mich nicht," versicherte dieser, den Blick erwiedernd, „Sie ahnen, ja Sie kennen den Gegenstand unserer Unterhaltung. Sie wissen so gut, was Frau Rosine zu mir sagte, als wären Sie dabei gewesen, und folgern daraus, was ich zu Ihnen sagen soll. Oder nicht?"

Der Zunftvorstand verzog den Mund zu einem erzwungenen Lächeln. „Es wird weder an Lamentationen noch an Thränen gefehlt haben, Hochwürden. Das ist einmal Weiberart."

„Ueber die causa quaestionis wären wir also im Reinen, bis auf die peinvolle Lage, in welche sie mich versetzt. Ich sehe mich nämlich genöthigt, Herr Zunftvorstand, zu allererst vor Ihnen die offene Schuld zu beten."

„Bitte, bitte, Herr Stadtpfarrer!"

„Es ist allerdings richtig, ein Priester darf als Vermittler und Rathgeber eher in Familienangelegenheiten eingreifen, als ein Beamter, der damit seinen Wirkungskreis überschreitet." Das scharfe Auge des Redners streifte den Meister, um dessen Lippen ein selbstgefälliges Lächeln schwebte. „Es gibt aber auch Familienstreitigkeiten, namentlich Bagatellgeschichten, die nicht einmal diese Einmischung dulden, sondern zu Hause unter vier Augen und in Güte ausgeglichen werden müssen. Anstatt die Gluth zu dämpfen, facht sie der Vermittler zur mächtigen Flamme an und wird nicht selten von den aufschlagenden Feuergarben selbst verletzt. Und das ist hier der Fall. Sie können mich auf mein Anliegen kurz bescheiden, Herr Zunftvorstand, ich weiß es — ein unhöflicher Bescheid ist von einem gebildeten Manne nicht denkbar, — denn die ganze Geschichte, mit dürren Worten gesagt, geht mich nichts an."

Der Meister neigte höflich das Haupt wie ein gewiegter Diplomat und schwieg. Im Herzen aber lachte er über die feine Manier, wie der geistliche Herr vorzubauen verstand, und rüstete sich zu doppelt energischem Widerstand. Er nahm sich fest vor, dem Herrn Stadtpfarrer zu zeigen, daß auch er sein „mensa" nicht umsonst declinirt habe.

„Sie wissen selbst," nahm dieser wieder das Wort, „daß Ihre Frau das erste Kind war, welches ich hier taufte und zwar am Tage meines Einzuges als Pfarrer.

Sie kam mir deßhalb stets vor wie ein lebendiger Denkstein in meiner priesterlichen Laufbahn und war mir vor Allen lieb. Und wäre das auch nicht — wer kann den Bitten und Thränen einer jungen, unglücklichen Frau widerstehen? Ein in seinem Frieden und häuslichen Glücke bedrohtes Weib setzt eine ganze Stadt in Bewegung. Also, mein lieber Herr Zunftvorstand, nichts für ungut — was sagen Sie dazu?"

„Ich kann nichts weiter vorbringen, Herr Stadtpfarrer, als die Bitte, Ihrer früheren, folgsamen Schülerin nun auch den Gehorsam und die Unterwerfung in den Willen ihres Mannes anzurathen. Alles Andere gibt sich von selbst."

„Sie verlangen viel," versetzte der Greis mild, „denn unbedingte Unterwerfung höbe ja die Selbstständigkeit des einen Theiles auf. Ihre Frau fühlte sich in Ihrem Besitze so glücklich und hätte niemals an Widerspruch gedacht — ich stehe dafür ein, — wären Sie derselbe geblieben, wie am Tage Ihrer Trauung."

„Um Vergebung, Hochwürden, Sie scherzen! Ich bin der Meister Essenbeck vor wie nach."

„In den Augen der Leute und Ihrer Frau nicht mehr," bemerkte der Pfarrherr ernst, „seit Sie eine Tracht angenommen haben, die den hergebrachten Sitten und Gewohnheiten unserer Stadt widerstreitet."

„Gewohnheit ist kein Gebot und kann sich ändern.

Wer wird überhaupt in unseren Tagen noch an solchen altmodischen Ideen hängen?"

„Das Volk," betonte der Geistliche scharf, „das Volk in seinem schlichten Sinne. Es hängt fest an dem Althergebrachten, und das nicht mit Unrecht. Ich kann Ihnen ein schönes Beispiel dafür erzählen. Im vorigen Jahre litt der Kupferschmied Brand — einer unserer reichsten Bürger — an ungewöhnlich heftigen Zahnschmerzen und rheumatischem Reißen im Kopfe. Da nichts anschlagen wollte, rieth ihm der Herr Physicus, seinen ganzen Bart zum Schutze gegen die Witterungseinflüsse stehen zu lassen. Wissen Sie, was Brand antwortete? — „„Ich will jede Mixtur nehmen, Herr Doktor, und sei sie gallenbitter, aber das Mittel muß ich ausschlagen. Es wäre für einen Bürger unerhört. Lieber behalte ich meine Schmerzen."" So sprach er und blieb dabei."

Essenbeck rückte einige Zoll näher, bevor er antwortete, und agirte in seinem Eifer mit beiden Händen. Seine Worte galten ohne Zweifel derselben Person, wiewohl er keinen Namen nannte. „Nur eine Frage, Herr Stadtpfarrer! Was ist besser, frag' ich, gegen ein altväterliches, lächerliches Unwesen anzukämpfen, oder nach neuester Mode seine Frau zu prügeln, daß sie sich wie ein zertretener Wurm auf dem Boden krümmt und die Nachbarn mitten in der Nacht zur Abwehr herbeistürzen? Was ist besser, ungenirt um das Gerede der Leute nach

seinem eigenen Kopfe zu gehen, oder Abend für Abend berauscht, sinn- und willenlos auf der Straße herumzutaumeln, den Erwachsenen zum Aerger, der Gassenjugend zum Hohn? Was ist besser, Herr Stadtpfarrer, in allen Stücken, auch in der Tracht, mit dem Zeitgeist fortzuschreiten, oder nach alter, seit Jahren geübter Manier den Armen in der Noth die höchsten Wucherzinsen abzupressen, deren sich selbst ein Jude schämen würde? Was ist besser, frage ich?"

„Diese Handlungen kämpfen gegen die Gebote, gegen das Gesetz an," erklärte der Pfarrherr ausweichend, „was wir nicht verwechseln dürfen. Das Gesetz steht geschrieben und hat Organe genug, um seine Beobachtung zu überwachen und zu erzwingen. Solche Sitten aber sind hergebracht, von den Vorfahren ererbt und das Volk ist ihr Wächter. Oftmals freilich vollzieht es dieses Amt grausamer, als Schergen mit Spieß und Säbel."

„Ich fürchte mich nicht," versicherte Essenbeck und schlug auf seine Brust. „Mag der Plebs kommen. Er soll seinen Mann finden."

„Ja, er wird ihn finden und — besiegen," versicherte der Greis ruhig. „Der Einzelne kann im Kampfe gegen die allgemeine Ordnung der Dinge nur unterliegen, denn der Feinde sind zu viele."

„Mag sein — ich stehe fest. Es soll gelten!"

„Auch die Eiche fällt, wenn sie die wüthenden Sturmwinde aus ihren Wurzeln reißen. Prüfen Sie

doch, ich bitte darum, Ihre wahre Lage und sagen Sie mir offen und ehrlich, was haben Sie bis jetzt durch Ihren Kampf gewonnen? Etwa die Liebe und Achtung Ihrer Mitbürger oder ein Aufblühen Ihres Geschäftes? Gewiß nicht. Erhöhtes, häusliches Glück, doppelten Frieden? Nichts weniger als das. Ihr eigenes Benehmen und die gebeugte Gestalt Ihrer unglücklichen Frau zeugen laut dagegen. Vor wenigen Wochen noch fröhlich, wie die Lerche im Himmelsblau, kommt sie jetzt mit verweinten, gerötheten Augen daher, flieht vor dem Spotte der Menschen wie ein gescheuchtes Reh und möchte sich im äußersten Winkel der Erde verbergen."

„Daran trage ich keine Schuld," fuhr Essenbeck erregt auf. „Ich will von keinem Danke sprechen, Hochwürden, aber Vertrauen, unbedingtes Vertrauen erwartete ich von dem Mädchen, als ich es in mein Haus führte."

„Vertrauen und solchen Exceß!" rief der Greis unwillig und zeigte nach den Lippen des Meisters. „Ich wiederhole es: Sie begehren zu viel. Rosine, aus dem Volke geboren, einfach und schlicht erzogen, stellt das in gleiche Linie mit den vorhin erwähnten Handlungen, vielleicht noch höher. Und solche Ansichten, mit der Muttermilch eingesogen, lassen sich nicht in Wochen austreiben. Dazu gehören Jahre und andere Mittel, als Sie anzuwenden belieben. Ich versichere Sie, die junge Frau ist trotz meiner eindringlichen Ermahnungen auf dem äußersten Punkte angelangt. Ja, wahrhaftig!"

„Also am Ende? — Dann soll sie umkehren," warf Essenbeck spöttisch hin. „Am entgegengesetzten Punkte finden wir uns."

„Nur keinen Spott mit den zarten Gefühlen des Weibes!" warnte der Priester und feierlicher Ernst prägte sich auf seinem Antlitze aus. „Es rächt sich oft fürchterlich. Wissen Sie denn," fuhr er nach kurzer Pause langsam fort, „daß Ihre Frau im Begriffe steht, dem Gerede der ganzen Stadt zu trotzen, Sie zu verlassen und unter solchen Umständen nie mehr zurückzukehren? Wissen Sie das?"

Der Greis hatte ohne Zweifel von dieser Eröffnung eine große Wirkung erwartet und sah sich bitter getäuscht. Essenbeck sprang auf, strich mehrmals über die schwarze Atlasweste und entgegnete trotzig: „Ich halte Niemand auf, der mein Haus freiwillig verläßt. Kommt aber einstens Reue und Leid, so wird man an meiner Thüre vergebens anklopfen."

Er wandte sich zum Gehen.

„Ist das Ihr letztes Wort, Herr Zunftvorstand?" fragte der Pfarrer, und der tiefste Schmerz klang aus seinen Worten.

„Nun, vielleicht gefällt es mir, in etlichen Wochen oder Monaten wieder so spiegelglatt zu gehen, wie gewisse andere Leute, die unter dieser blanken Maske jedem Unrecht fröhnen. Vorläufig nicht. Ich bin Herr

in meinem Hause und will es bleiben, und wenn die Dachgiebel über mir zusammenbrechen sollten."

Er grüßte ehrerbietig und verließ das Zimmer, den freundlichen Rathgeber in einer schmerzlichen Betäubung zurücklassend.

Am Abend desselben Tages saßen die „Verschwornen", wie Frau Frühauf sie getauft hatte, in der „Glocke" beisammen und hielten, wie fast jeden Abend, flüsternd Rath.

„Ihr werdet sehen, Essenbeck setzt seinen Kopf durch," äußerte sich der Aufschläger im Laufe des Gespräches und zerrte die Spitzen seines Schnauzbartes mißmuthig zwischen die Lippen. „Wer hätte das geahnt?"

„Die Zeit ist noch nicht abgelaufen," meinte der wohlbeleibte Bäcker und trommelte, wie es schien, gleichgültig mit den Fingern auf dem Tische. „Unsere Wette lautet auf vier Wochen."

„Ganz richtig, aber drei davon sind bereits in das Meer der Ewigkeit abmarschirt. Es bleiben also noch acht Tage, darunter überdies zwei Feiertage, die der Meister auf dem Lande herumstreicht. Mithin restiren Summa summarum sechs Stück, und die fliegen herum, eh' man sich's versieht, wie der Wind."

„Was läßt sich dagegen thun? Die Zeit können wir nicht aufhalten."

„Und den Verlust unserer Wette sammt dem Spotte

ebenso wenig. Ich wollte das Doppelte d'rum geben, wenn wir die Lacher auf unserer Seite hätten."

„Was?" rief mit wahrem Entsetzen der Buchbinder Kempf, welcher seither düster und still zugehört hatte. „Um zehn Gulden zu verdienen, muß ich eine volle Woche arbeiten. In meinem ganzen Leben kann ich mir diese tollkühne Wette nicht verzeihen. Zehn Gulden hinauszuwerfen, zehn baare Gulden! Wenn das meine Frau erfährt, na — na...."

Das lange Gesicht Kempf's zog sich noch länger und er lugte furchtsam rückwärts, ob Niemand seine Worte vernommen habe.

Der Aufschläger lachte muthwillig in sich hinein. Der Herr Gevatter hielt zum Scheine die Hand vor den Mund, als wollte er gähnen.

„So geht's halt," schalt Ruckdäschel, „große Sprüche, kleine Thaten. In den ersten Tagen blähten Sie die Backen auf, wie ein Laubfrosch, und jetzt wimmern Sie wie ein Knabe, der die Ruthe fürchtet."

„Ich habe meine Schuldigkeit gethan und verbitte mir solche Vorwürfe," wehrte sich der Buchbinder ärgerlich. „Jeder gute Zug, der geschah, ist durch mich oder auf meine Veranlassung geschehen. Lachen und Tadeln ist leicht. Was haben denn die beiden Herren eigentlich bezweckt? Was denn? So reden Sie!"

„Ei, gerade so viel wie Sie — nichts!" antwortete der Aufschläger launig.

„Oder mehr," verbesserte der Gevatter und erhob die Hände wie ein Prediger. „Wir haben nichts gethan — zugestanden! — aber wir haben unsern Gegner auch nicht auf das Aeußerste getrieben und dadurch um so hartnäckiger gemacht, was nach meiner Ansicht Ihre Operationen verschuldet haben."

„Das also ist mein Dank?" fragte Kempf gedehnt und warf dem Sprecher einen zornigen Blick zu. „Recht nett, wirklich! Wir wollen nicht streiten, sonst schwindet von vornherein jede Hoffnung, unser Geld zu retten. Aber so viel sei den Herren gesagt, meine Operationen verschulden nichts, weil Essenbeck bis zur Stunde keine Ahnung von meinen Plänen hat, denn sie galten nicht ihm, sondern seiner Frau. Dr. Gallus, der um seine Kundschaft fürchtet, war mein Helfer und Vertrauter. Jeder Schritt wurde vorher wohl erwogen."

„Hm, hm!" machte der Aufschläger und ließ das Haupt sinken. „Ich beginne zu begreifen."

„Geht den Herren ein Licht auf — he?" fragte der Buchbinder mit teuflischem Grinsen. „Die Frau allein war das Ziel unserer Geschosse. Sie wurde durch Freundinnen, Klatschschwestern, absichtlich angezettelte Zänkereien und anonyme Briefe bearbeitet, wie ein glühendes Eisen auf dem Ambos. Ich brachte es dahin, daß die Meisterin auf allen Gesichtern Hohn und Spott las, daß sie sich in dem reichen Neste wie eine verachtete Bettlerin vorkam. Die Kinder mußten ihr auf der

Straße nachlaufen, und nichtsnutzige Bettler, die täglich dort vorsprachen, vermochte ich, die Gaben ihrer Hand mit Abscheu zurückzuweisen. Ihre eigene Mutter mußte ihr die anonymen Briefe zutragen, die Himmel und Hölle gegen sie aufriefen. In dem letzten hieß es, daß, wenn je Gott ihre Ehe mit Kindern segnen sollte, diese nicht wie andere Menschen, sondern mit entstellten Gesichtern, mit Höllenfratzen, auf die Welt kommen müßten, und daß . . . ."

„Pfui der Schande!" fuhr der Aufschläger laut und heftig auf, ohne sich um die anderen Gäste zu bekümmern. „An diesen Streichen hab' ich keinen Theil — lieber tausend Gulden verlieren. Pfui, pfui! Ich verwahre mich feierlich, meine Herren!"

„Sie überlegen in Ihrem Geize nicht, was Sie thun," zankte der Bäcker und gerieth in so lebhafte Bewegung, daß Alle staunten. „Sind Sie auch ein Mann — he? Ich wollte mich schämen. Wenn Sie keine zehn Gulden verlieren können, so müssen Sie nicht wetten. Verstanden?"

„Es hat Sie Niemand dazu aufgefordert," polterte der Aufschläger unwirsch dazwischen. „Ich bezahle Ihre lumpigen zehn Gulden, aber solche Streiche verbitten wir uns. Aus einem Scherze macht man keine Schandthat."

Der Buchbinder wußte im ersten Augenblicke nicht, wie ihm geschah. In seiner Gierde und Furcht sah er nichts, als den Einsatz, der auf dem Spiele stand, und

begriff kaum die Entrüstung seiner beiden Gesellschafter. Um so höher fachten die letzten Worte des Aufschlägers seine Wuth an. Seine Stimme zitterte, sein hageres Gesicht wurde kreideweiß, als er in die höhnischen Worte ausbrach: „Von Ihnen brauche ich — Gott sei Dank! — nichts geschenkt. Sie können Ihre paar Gulden, denk' ich, selber brauchen und ...."

„Still! Sie haben Unrecht — haushoch!" rief der Gevatter und seine Worte, die eine drohende Handbewegung unterstützte, schienen auf Kempf gewaltigen Eindruck zu machen. „Nur still — oder ....? Sie verstehen mich."

„Keine Drohung um meinetwillen!" wehrte Ruckdäschel. „Es ist das Einfachste, solche Subjecte zu meiden. Ich muß nicht hier sein. Gute Nacht!"

„Und ich mag einem solchen Menschen auch keine Gesellschaft abgeben," brummte der Herr Gevatter und erhob sich mit großem Geräusche.

Wenige Sekunden, und die „Verschwornen", die Stammgäste, waren verschwunden. Die Wirthin schlug jammernd die Hände zusammen.

Es standen zwei Feiertage vor der Thüre. Meister Essenbeck war ebenso mißmuthig, als mit Geschäften überlastet. Seine zwei Gehilfen hatten zu gleicher Zeit ohne Angabe eines Grundes die Arbeit eingestellt, und

er konnte mit dem besten Willen keine Ersatzleute auftreiben. Essenbeck pflegte, wie alle seine Zunftgenossen, das Schlachtvieh auf dem Lande selbst zu kaufen. Das Eintreiben in die Stadt überließ man den Gesellen. Es müßte einem Meister und gar dem hochgeehrten Herrn Zunftvorstand, der seine zwei Schulen studirt hatte, schlecht gestanden sein, mit den Ochsen, Schweinen und Kälbern auf der Straße herumzuziehen. Und doch — und doch! — Heute blühte dem Herrn Zunftvorstand dieses Geschäft, wenn er nicht seine besten Kunden auf die Feiertage unbefriedigt lassen wollte. Die Gesellen waren, wie gesagt, davongegangen, der Lehrjunge zu schwach und ein Taglöhner für ihn wenigstens in der ganzen Stadt nicht zu bekommen.

Voll bittern Ingrimms machte sich Essenbeck auf den Weg. Er stieß die eiserne Spitze seines Stockes auf die grauen Basaltsteine der Straße, daß sie Funken gaben, schlug seinem Hunde, der schmeichelnd an ihm aufsprang, auf die Schnauze, daß er heulend und scheu zurücktaumelte, und verwünschte das ganze alberne Nest viele tausend Meilen weit in das Pfefferland. Die widersprechendsten Gefühle quälten seine Seele. Er ärgerte sich über dieses erniedrigende Geschäft, ärgerte sich über seine muthwillige Wette, über die steifen, widerspenstigen Haare auf seiner Lippe, die ihn genirten, über das verrannte Volk, über sein Weib, dessen Starrsinn keine Vernunft annahm, und am allermeisten über sich

selbst. Mehr als einmal wünschte er, des Lebens mit einem Schlage enthoben zu sein, so widrig und qualvoll erschien ihm seine ganze Existenz.

Das Dorf, wohin Essenbeck ging, war wie ausgestorben. Die Leute arbeiteten insgesammt auf dem Felde. Den Meister genirte das nicht. Zornig riß er die beiden Schweine, welche er einige Tage vorher bei zwei Nachbarn erhandelt hatte, aus ihren Ställen, knüpfte jedem ein Seil an den linken Hinterfuß und trieb sie gegen die Stadt zu, während sein Hund, unablässig kläffend, dicht hinter seinen Füßen hinüber und herüber sprang und den Weg viel hundertmal kreuzte.

Wenn man von den beiden Thieren, die sich weniger durch Umfang als durch Wildheit auszeichneten, auf ihre Eigenthümer schließen darf, so muß das eine heillose Nachbarschaft gewesen sein. Keine drei Schritte liefen die Bestien neben einander her, ohne sich mit rauhem Grunzen und gesträubten Borsten in die Flanken zu fahren. Essenbeck mußte jeden Augenblick mit seinem Stocke den Schiedsrichter machen, damit der schwächere Theil keine erheblichen Verletzungen davontrug. Fielen aber die feindseligen Nachbarn sich nicht gegenseitig an, so verübten sie wie im Complotte andere Tücken. Bald standen sie störrig fest und ließen sich nur mit Mühe vorwärts schieben. Bald streckten sie sich behaglich mitten in den Koth und waren trotz aller Schläge und Stöße Viertelstunden lang nicht vom Platze zu bringen.

Plötzlich wieder schien Leben in ihre Glieder zu fahren. Sie tanzten und sprangen, hieben nach Führer und Hund und rannten links und rechts hinaus nach den nächsten Gräben und Pfützen. Der Meister mußte oft seine ganze Kraft aufbieten, um sie an den Stricken zu erhalten und wieder auf die rechte Bahn zu bringen.

Essenbeck kam gegen vier Uhr Mittags mit seiner Gesellschaft durch das Stadtthor. Unmuth und Zorn spiegelten sich in jedem seiner Züge. Die Halsbinde offen, den Filzhut im Nacken, den Rock unter beiden Armen aus der Nath gesprengt, zog er einher. Der helle Schweiß perlte ihm von der Stirne, seine Arme fochten unablässig in der Luft, um die scheuen Thiere zu lenken. Der Schmutz, welcher seine Stiefel und Beinkleider über und über bedeckte, hatte selbst die schwarze Atlasweste mit Sternen besäet. Kein Wunder, daß er möglichst schnell mit seinen Trabanten durch die Straßen und über den Markt zu kommen suchte. Durch die Straßen ging Alles gut. Die Vierfüßler, welche ohnehin das Fett nicht drückte, liefen wacker vor ihm her. Am Markte aber sprangen ein paar lungernde Hunde aus den Häusern und schnappten bellend nach den Thieren. Diese stutzten, setzten sich zur Wehre und waren nicht mehr weiter zu bringen. Der Hund des zweiten Marktmetzgers, welcher diese in seinen Augen unerhörte Widersetzung bemerkte, flog zornig herzu und fuhr auf die Schweine los. Ob der Geschäftsneid der Principale

sich auch auf ihre vierfüßigen Gehilfen erstreckte, wissen wir nicht. Thatsache ist, daß Essenbeck's Begleiter diese voreilige Hilfeleistung sehr übel aufnahm, dem Collegen Phylax wüthend in die Haare fuhr und ihn niederriß. Beide rauften und zerrten sich am Boden herum und verbissen sich in blinder Wuth. Von ihren Peinigern befreit und erschreckt durch das Kläffen und Getöse, suchten die Schweine auszureißen. Das eine rannte vorwärts, das andere nach der entgegengesetzten Richtung, woher sie gekommen waren. Essenbeck stand in der Mitte, den Hunden zurufend, die Arme weit ausgespreizt, wie an einen Schandpfahl gebunden, und zerrte an den Leinen. Sein Auge flog den Markt hinauf um Hilfe. Ueberall standen Leute, aus allen Fenstern lugten neugierige Gesichter, aber keine Hand, kein Fuß rührte sich. Vor dem „Anker" erblickte er den Aufschläger Ruckdäschel und den geld- und umfangreichen Parteimüller. Sie hatten ohne Zweifel die neuesten Bilder des Photographen betrachtet, der noch immer gute Geschäfte machte. Weiter oben kam gemessenen Schrittes der Herr Stadtpfarrer herab, um seine tägliche Promenade auszuführen. Dr. Gallus stand müßig unter der Ladenthüre des Buchbinders Kempf und über ihn hinweg grinzte des letzteren langes, neugieriges Gesicht.

Essenbeck fährt nochmals wüthend die kämpfenden Hunde an und gewahrt in demselben Augenblicke, daß Ruckdäschel dem Photographen am Fenster klopft und

einige Worte mit ihm wechselt. Während sie sprechen, öffnet sich die Pforte der gegenüberliegenden Knabenschule. Wie eine entfesselte Fluth strömen die Jungen heraus und branden im bunten Wirrwar gegen die Mauern des Gasthofes, um die Schaufenster zu erklettern. Ruckdäschel gibt dem Strome mit kaum merklicher Handbewegung eine andere Richtung. Einen Moment und der Zunftvorstand Essenbeck sieht sich von einem wilden, lärmenden Schwarme umringt. Wie neckische Kobolde umtanzen ihn die losen Buben, lachend und johlend, unter tausend närrischen Grimassen, hetzen die ermatteten Hunde auf's Neue an und jagen die Schweine mit Steinwürfen, daß sie den Führer beinahe mit fortreißen. Essenbeck droht ihnen mit donnernder Stimme. Schallendes Hohngelächter und der gellende Schlachtruf: „Schnurremetzger! — Schnurremetzger!“ — antworten. „Schnurremetzger! — Schnurremetzger!“ — gellt es drohend hüben und drüben, vorn und hinten, lauter, immer lauter, endlos, ein diabolisches Gejauchze, daß ihm der Kopf schwindelt. Essenbeck fährt voll Wuth auf, wie ein Verzweifelnder. Sein Blick fällt auf das offene Fenster im „Anker“. Er bemerkt, wie sich der verhängnißvolle Zauberkasten des Photographen, bis zum Fenster vorgeschoben, nach ihm richtet. Er sieht das große, schwarze Auge gespenstig auf sich herabstarren. Die gräßliche Nebelkappe visirt, bewegt sich, schlüpft unter das Tuch.....

Essenbeck läßt mit einem unterdrückten Fluche die beiden Schweine zugleich fahren, schleudert einige Buben zu Boden, springt in eine Nebenstraße und eilt in gestrecktem Laufe heimwärts, während der Schreckensruf: „Schnurremetzger! — Schnurremetzger!" fort und fort in seinen Ohren gellt.

Der Meister stürmt in sein Haus, reißt der bestürzten Frau, die am Fenster sitzt und Linnen ausbessert, die Scheere aus der Hand und schneidet blindlings, wie besessen, auf seine Oberlippe los. Die junge Frau thut einen jähen Aufschrei, zerrt eine zweite Scheere aus ihrem Nähzeug, und unter den vereinten, mörderischen Streichen fällt der Schnurrbart bis auf das letzte graue Härchen. Der Hausherr wirft die Scheere weg und streckt seiner Frau beide Hände entgegen. „Kein Wort darüber, Rosine, kein Wort und Niemand etwas nachtragen! Hörst Du: kein Wort, keine Silbe! Wir wollen wieder Frieden haben unter uns ein- für allemal."

Rosine, außer sich vor Freude, schmiegte sich furchtsam an ihren Gatten, als könnte er ihr wieder verloren gehen. Freudenthränen stürzten aus ihren Augen. —

Sie wollten Frieden haben und es war fortan Friede. Nie mehr trübte ein Mißton ihre glückliche Ehe. Doktor Gallus hatte es der Großmuth des Meisters zu danken, daß er nicht um sein „Neujahr" kam und vergalt es durch dreifache Complimente. Schwerer

hielt es dem Buchbinder Kempf, die Verzeihung der „Verschwornen" zu erlangen. Die Wette war verloren, das Geld wanderte nach gemeinsamem Beschlusse in die Armenkasse; aber Essenbeck hatte einsehen gelernt, daß auch ein „g'studirter Meister" sich den Gewohnheiten der Gesammtheit fügen müsse. —

Zwei Patienten.

Ein bekanntes Räthsel will behaupten, der Unterschied zwischen den Doktoren der Medizin und der Jurisprudenz bestehe darin, daß erstere kurzen Prozeß machen, die letzteren aber ihre Prozesse gern in die Länge ziehen. Dem sei wie immer, so weiß doch Jeder, daß gerade den Doktoren der Medicin in ihrem geschäftlichen Leben gar häufig Fälle vorkommen, so unerwartet, so außerordentlich und überraschend, wie man kaum zu denken wagt, — Fälle, von denen in der ganzen Heilsmittellehre keine Silbe steht und wofür in gar keiner Apotheke ein Pülverchen oder Pflästerchen zu haben ist. Wenn dann dem Arzte außer Wissenschaft und Praxis nicht Lebenserfahrung, Menschenkenntniß und namentlich ein tiefer, durchdringender Scharfblick zur Seite stehen, so ist's für ihn und den Patienten schlimm genug. Er probirt und kurirt d'rauf los, ohne zu heilen, sendet auf Neujahr ein anmuthiges Zettelchen mit so und so viel Gängen, so und so viel Ordinationen, welches zum prompten Herauszahlen veranlassen soll, und verliert

darüber seinen Patienten; — dieser dagegen muß seinen Körper zu einem förmlichen chemischen Laboratorium oder Probirkessel hergeben, die natürlichen und gemachten Schmerzen geduldig aushalten, und auf Neujahr seine Kasse schrepfen lassen, wiewohl er sich um diese Zeit nicht besser oder vielleicht noch schlechter befindet als am verflossenen Dreikönigsfeste. Ja, es gibt Dinge unter der Sonne, von denen sich die Medizin, selbst die Philosophie und alle Wissenschaften nichts träumen lassen, und womit oft eine schlichte Frau in ihrem einfältig klugen Sinne den größten Gelehrten auf's Eis führt. Von solchen Fällen wußte viel zu erzählen der practische Arzt Dr. Trebeis, der beliebtesten, besten und renommirtesten einer in seinem Fache. Gelehrt und erfahren wie Wenige, munter, witzig, und leutselig wie Keiner, besonnen und rasch entschlossen in allen Fällen, war seine Praxis und sein Ruf von Jahr zu Jahr gestiegen, so daß junge Männer aus weiter Ferne herkamen, um sich unter seiner Leitung in die Geheimnisse der Kunst einweihen zu lassen. Dabei zierten diesen Arzt zwei Tugenden, die allen seinen Fachgenossen zum Angebinde zu wünschen wären. Er behandelte nämlich alle seine Patienten, gleichviel ob arm oder reich, ob Präsident oder Taglöhner, ob Adel oder liebes Publikum, gleich aufmerksam und liebevoll, sah, wenn immer seine Zeit es erlaubte, bald da, bald dort ungerufen nach und wandte bei solchen Anlässen manches Uebel ab, das im Anzuge

stand. Selbstverständlich machte er dann kein „Strichelchen" in sein Notizbuch und nagelte für Neujahr keine Viertelskrone mehr auf.

So sprach Dr. Trebeis eines Tages im Vorbeigehen bei dem Drechsler Seibold vor, dessen ganze Familie er seit Jahren behandelte und die ihm für seine sorgsame Aufmerksamkeit mit besonderer Liebe zugethan war. Der Hausvater kränkelte häufig und war, wie man im Bamberger Lande sich auszudrücken pflegt, ein halber „Dölla", ein unbeholfener Mann; die Mutter aber, um so rühriger, gesünder und energischer, besorgte das Hauswesen, dirigirte das Geschäft, erzog die Kinder und wußte es in allen Ecken und Enden so zu richten, daß die mittelmäßigen Einnahmen hübsch reichten. Der Meister war zufällig ausgegangen, und so wußte denn der Arzt nichts Besseres zu thun, als ein wenig auszuruhen und mit der stets heiteren Frau zu plaudern. Dabei kamen auch die größeren Kinder herbei, welche die Schulwände nicht mehr gefangen hielten, und machten dem Herrn Doktor ihre Reverenz. Dem ältesten derselben, einem sechzehnjährigen Mädchen, sah dieser gar wohlgefällig nach, als es mit einem leichten „Knixe" hinweghüpfte und wieder an seine Arbeit ging.

„Aber, Frau Seibold," meinte er, nahm eine Prise und schnalzte die Stäubchen von den Fingern, „Ihre Anna, hat sich prachtvoll entwickelt. Wirklich ausgezeichnet! Leicht und fröhlich wie eine Lerche, emsig wie

eine Biene, blühend wie eine Rose, wie eine Tanne schlank, muß sie einmal ihr Glück machen. Bei Gott!"

Auf eine Schilderung des schönen Mädchens wollen wir verzichten, erstens, weil wir uns auf den Doktor als Sachkenner verlassen können, und zweitens, weil unser Frankenland an diesem Artikel nie Mangel hatte.

„Ja, ja!" lächelte die Mutter, „sie könnte wohl ihr Glück machen, ob's aber so kommen wird, will ich sehr bezweifeln. Ich bin überhaupt mit dem Mädchen gar nicht zufrieden."

„Was? — Sie sind nicht zufrieden?" wiederholte der Arzt nicht ohne Staunen. „Das wäre wirklich seltsam! Wenn Sie mir ein Mädchen von gleichem Alter nennen, gerade so nett, so sittsam und tüchtig, so will ich Ihre Klage gelten lassen. Eher nicht!"

„Nein, nein, Herr Doktor, meine Klage bleibt gültig auch ohne das. Was nützen uns die Andern? Ich bin einmal unzufrieden, und das hat seinen guten Grund. Glauben Sie mir!"

„So! — das klingt ja ganz geheimnißvoll. Und warum sind Sie eigentlich unzufrieden, wenn man fragen darf?"

„Ja, sehen Sie, Herr Doktor," flüsterte die Frau, „das Mädchen hat einen Fehler — einen sehr großen Fehler, der ihm noch viel zu schaffen machen wird."

„Wie? was? — Die Anna?... Einen Fehler? — He, Anna, Anna, komm 'mal herein!" rief der Arzt aus

Leibeskräften, so daß diese in aller Hast aus der Küche herbeirannte. Und nun betrachtete und fixirte er das überraschte Mädchen von Kopf bis zu Fuß so scharf, anhaltend und stechend, daß es hoch erröthend die Augen niederschlug und sich beim ersten Blicke, den der Visitator verwandte, auf dem Tupfe drehte und ohne Erlaubniß davon huschte. „Daß ich nicht wüßte!" meinte Trebeis nach längerem Bedenken. „Augen hell, Farbe frisch, Lippen roth, gut gebaut, ohne Kropf, ohne Höcker, — wo soll das Uebel stecken? Das muß mir ein Anderer erklären."

„O bester Herr Doktor," versicherte die Drechslerin, „es gibt Fehler, die kein Auge sieht und die doch einem jungen Mädchen schlimm genug zu schaffen machen."

„Einen innern Fehler glauben Sie?" fragte dieser und schüttelte ungläubig das Haupt. „Nein, nein! dafür steh' ich Ihnen gut. Anna ist kerngesund."

„Ob innerer oder äußerer Fehler, will ich nicht entscheiden. Der Hauptsache nach bleibt sich's übrigens gleich."

„Ei, in Gottes Namen, so reden Sie!" mahnte der Arzt ungeduldig. „Was soll's eigentlich sein? Heraus damit! Oder muß es ein Geheimniß bleiben?"

„O nein, Herr Doktor," versetzte die Frau lächelnd, „Sie dürfen es wissen und die Andern werden's immer noch bald genug erfahren. Wissen Sie, wo es mangelt? Meiner Anna fehlt nichts, als — ein Stümmel-

chen Geld, so hoch!" — Mit diesen Worten streckte die Frau die Hand aus, ungefähr in gleicher Höhe mit der Tischplatte.

„Ja so!" platzte Trebeis laut lachend heraus, „das ist freilich eine schlimme Geschichte. Dafür weiß ich kein Recept. Sie, lose Frau, Sie!"

„Nichts für ungut!" bat diese freundlich und reichte die Hand zur Versöhnung.

„Durchaus nicht! — Die Rache kommt schon," prophezeite der Arzt, nahm Hut und Stock und schied freundlich grüßend, während er noch lange still und vergnügt vor sich hinlachte. —

Bis Dr. Trebeis nach Hause kam, saß ein Bursche vom Lande bereits zwei volle Stunden im Vorzimmer auf dem Wartbänkchen, und hatte mithin Zeit genug gehabt, sich abzukühlen und seinen Auftrag zu überdenken. Er selbst war nicht leidend, das sah auch ein Uneingeweihter auf den ersten Blick. Wenn ihm etwas fehlte, so war es nach seinem starken Marsche eine gute Maß Bier, oder in Ermanglung dieser ein Mäßlein „halbundhalb".

„Was bringt Ihr Gutes?" fragte Trebeis.

„Nicht viel," meinte der Bursche und drehte verlegen seine Mütze zwischen den Fingern hin und her; „unser Herr Verwalter hat mir's nur anbefohlen, ich solle Ihnen schön sagen, daß er todtkrank sei und leicht sterben könnte, wenn Sie nicht sofort kämen. So hat er gesagt."

„Was ist das für ein Verwalter?"

„Nun, unser Herr Verwalter, — den kennen Sie doch!"

Der Arzt sondirte die Tracht des Burschen und warf leicht hin, ohne gerade seine Stimme zur Frage zu erheben: „Der Verwalter Kummer vom Herrschaftsgute bei Biegendorf!"

„Ei ja! — der ist's," bejahte der Bote. „Sie wissen besser, wie er sich schreibt, als ich."

„Was ist dem Manne zugefallen?"

„Ach Gott!" seufzte der gutmüthige Junge und zuckte die Achseln, „das ist schwer zu rathen. Die ältesten Leute im Dorfe haben noch keine solche Krankheit gesehen. Selbst der Waldstoffel, der doch Vieh und Menschen und Alles kuriren kann, weiß rein nichts davon."

„Wie so denn? — Erklärt mir einmal seinen Zustand!"

„Ja, sehen's, Herr Waldstoffel — o halt! — Her—re Doktor wollt' ich sagen," verbesserte erschreckt der Bote, „sehen's, einmal pfeift und singt er, lacht und plaudert, ißt und trinkt und ist kerngesund. Dann hängt er Tage lang den Kopf, redet und deutet nicht, schneidet essigsaure Gesichter und steht nicht vom Lehnsessel auf, wenn auch die Sonne noch so hell durch's Fenster leuchtet. Das Gärstigste aber fängt er jetzt an: da wird er mitten in der Nacht plötzlich todtkrank, will jede Minute verscheiden, jagt seiner Lene, der alten

Haushälterin, alle Schrecken in die Glieder und sprengt die Geistlichen mir nichts dir nichts aus den Federn."

„Was klagt er eigentlich für Schmerzen dabei?"

„Hui, hui!" pfiff der Bursche und drückte die Augen zusammen, „auf allen Seiten, endlos, grausam. Bald schwindelt sein Kopf, daß er ihn hin- und herwirft, als wollte er ein Kirschbäumchen schütteln, bald zwickt, brennt, beißt und sticht's in allen Gliedern, bald sagt er, sein Magen zerreiße und die Därme seien längst voller Löcher, bald will er ersticken, stöhnt erbärmlich und schnappt Stunden lang nach Luft, wie ein Fisch außer Wasser. Da helfe, wer kann!"

„Seit wann ist dieser Zustand eingerissen?"

„Seit der gnädig' Herr das Gut verpachtet hat. Der Herr Verwalter zieht aber eine schöne Pension, wiegt selber schwer genug und der Schulz' behauptet, er hätt's zu gut. Der Pächter hat ihm schon die himmelsbesten Wort' gegeben, bei ihm einzustehen. Da schimpft er wie ein Rohrspatz und sagt, ein gutsherrlicher Verwalter könne mit Ehren keinem Pächter dienen. Ja, ich sag's Ihnen, mein Herr ist wie umgewechselt. Sonst zahlte er manche Maß Bier, manches Trinkgeld fiel, jetzt — will er verhungern, thut, als wenn's nie langen wollte oder als wenn er zwanzig Mädel zu versorgen hätte. Ja, ja, so ist's."

„Gut, geht nach Haus, richtet mein schönstes Compliment aus und meldet, daß ich heute Nachmittag kom-

men werde. Der Lene aber sagt Ihr, sie soll ordentlich für Küche und Keller sorgen, denn ich bringe mehrere junge Mediziner mit." —

Wie versprochen, so erschien zur bestimmten Zeit Dr. Trebeis mit zwei Begleitern bei Verwalter Kummer in Biegendorf, nahm diesen sofort in ein langes und strenges Verhör, verordnete hierauf und befahl, es solle sogleich ein Eilbote mit dem Recepte in die Stadt laufen und die Mixtur machen lassen. Der Verwalter erlaubte sich zwar, ganz bescheiden zu bemerken, daß morgen in aller Frühe Leute genug in die Stadt auf den Markt gingen, aber der Doktor bestand auf einem Eilboten und so mußte sich der sparsame Patient wohl oder übel fügen.

Bis die ärztliche Visitation vollendet war, hatte die Haushälterin den Tisch mit Geflügel, Salat, Hausbrod und einem großmächtigen „Bartel", auch Bierkrug genannt, belastet. Die Stadtherrn machten sich's commod und gingen mit einem Appetit und einer Ausdauer daran, unter den jungen, gebratenen „Kikeriki's" aufzuräumen, daß man fast wetten konnte, sie hätten nicht zwei, sondern zwanzig Stunden Weges zurückgelegt. Auch der Patient mußte mittafeln trotz aller Lamentationen über seinen elenden Zustand. Er durfte den Herrn die zartesten Stücklein auslesen und vorlegen, während die jungen Leute dafür sorgten, daß sein gepichtes „Leibstützchen" nie auf's Trockene gerieth. Als einmal der erste Anprall

vorüber war, kam auch die Unterhaltung in Fluß. Ein Wort gab das andere, Scherze fielen, Witze sprudelten und nach und nach wurden Münchhausiaden und Anekdoten aufgetischt, wirklich zum Todtlachen, daß selbst die Stühle und Bänke vor Freude mitwackelten. Der Verwalter gerieth in ein Meer voll Entzücken, kam nicht mehr aus dem Lachen heraus und lief mehr als einmal Gefahr, an dem Qualm seiner großen Meerschaumpfeife zu ersticken. Stunden verflogen wie Minuten und die Dämmerung brach herein, als die Herren sich zur Heimkehr anschickten.

„Sagen Sie mir einmal, Herr Verwalter," fragte der Doktor, bereits den Hut in der Hand, „wer hat denn diesen Weg da heraus erfunden? Dem sollte man heute noch sein Diplom als Straßenfabrikant mit glühenden Eisen auf den Rücken brennen. Heute bin ich gelaufen, übermorgen komme ich als stolzer Reiter auf hohem Rosse."

Der Verwalter dachte wohl, daß dieses Roß ihm angekreidet würde, konnte aber einer so nobeln und fidelen Gesellschaft gegenüber nicht anders, als freundlich lächeln und zustimmend nicken.

„Ich bringe wieder einige Schnapphähne mit, Lene," bemerkte der Arzt noch unter der Thüre, „zur Erheiterung für unsern Patienten. Etliche alte Schindmähren, an denen so wie so nichts liegt, treiben wir schon auf. Das muß eine köstliche Calvalcade werden."

„Was darf er denn essen?“ flüsterte die Haushälterin besorgt, indem sie einige Schritte nachsprang, um von ihrem Herrn nicht gehört zu werden.

„Alles, Lene, Alles,“ versicherte der Arzt lächelnd. „Der Magen ist vortrefflich. Nur soll er sich vor Blei- und Flintenkugeln, vor Dolch- und Messerklingen und Stricken jeder Art hüten. Das taugt nichts. Gute Nacht!“

Die Haushälterin stand verblüfft da und starrte mit großen Augen dem Doktor nach, ungewiß, ob sie oder dieser nicht recht bei Sinnen sei.

Uebermorgen kam und damit die versprochene Reitergesellschaft volle vier Mann hoch. Das halbe Dorf lief zusammen und betrachtete die dürren, spindelbeinigen Klepper. Diese starrten schläfrig die neugierigen Dorfbewohner an oder schnupperten hungrig am Boden herum.

Diesem Uebelstande sollte bald gesteuert werden. Auf Betrieb des Doktors wurden sie in einen Stall gejagt, reichlich mit Wasser, Heu und Hafer versehen, so daß sich die armen Bestien wirklich einmal gütlich thun konnten, wie vielleicht seit Jahren nicht mehr. Selbstverständlich blieben die Reiter hinter den Vierfüßlern nicht zurück. Sobald die Consultation nach allen Formen passirt und ein neues Recept, das sogleich wieder gemacht werden mußte, verschrieben war, ging's über einen Kalbsschlegel her und nicht eher trat Ruhe, nicht eher Rast ein, als bis er mit Stumpf und Stiel vom

Erdboden vertilgt war. Der kräftige Gerstensaft löste die Zungen und eine Unterhaltung kam zu Stande, wenn möglich noch weit lebhafter, noch weit ungebundener als vorgestern. Erst spät mahnte der Doktor zum Aufbruch und man sah es den Gästen an, daß sie ungern schieden, und dem Wirthe, daß er sie für jetzt wenigstens ungern mißte. „So, so, Herr Verwalter," meinte der Arzt und reichte diesem zum Abschiede die Hand, „das erste Mal sind wir gelaufen, heute geritten und übermorgen kommen wir gefahren. Man muß Alles probiren und das Beste wird für die Zukunft eingeführt. Adieu, Lene! Auf Wiedersehen am Samstag!" —

Die Klepper, welche sich müd und kugelrund gefressen hatten, wurden widerstrebend aus dem Stalle gezogen, ein Reiter um den andern hinaufgeschockt und lustig trottelte die Gesellschaft zum Dorfe hinaus.

Nach ihrem Abgange fand es der Patient, so heiter und aufgeräumt er zuvor war, erst recht trübselig und langweilig. Zudem tauchten allerlei Grillen und Hintergedanken in seinem Kopfe auf, welche ihm die gehabte Freude verleideten. „Es ist doch recht garstig," plauderte er mit sich selbst, „daß der Doktor nie allein kommt, sondern immer seine Gesellen mitbringt, die aufräumen wie Drescher. Am Ende muß ich auch diesen Ganggebühr bezahlen? — Das wäre nicht übel. Oder gar heute außer dem Futter auch noch die Miethe für die vier Rosse? Ei, — ei, — ei! — das kann sich

nicht schlecht auswachsen.“ — Der Verwalter studirte lange über diese Punkte nach, verbrachte eine sehr unruhige Nacht und dachte mit Sorgen und Grauen an den verhängnißvollen Uebermorgen.

Auch dieser Tag kam und mit ihm eine große, schwerfällige Kutsche, welche zwei abgetriebene Gäule mühsam durch das Dorf schleppten. Endlich wurde Halt gemacht und aus dem dickbauchigen Ungeheuer krochen nach und nach nicht weniger als sechs Männer heraus, die sich reckten, streckten und schüttelten, als wären sie halb gerädert. Jetzt erst bemerkte der Verwalter, daß ein Rad gebrochen und nur nothdürftig mit Wieden, Stricken und einigen Prügeln zusammengeflickt war. Sogleich sandte er zu Schmied und Wagner, während die alte Haushälterin in der Küche seufzte und jammerte und verlegen hin- und hertrippelte, denn sie erkannte wohl, daß ihr kleiner Rehziemer nicht reichen dürfte. Zum Glücke hatte sie Dürrfleisch, Käs und Butter in Vorrath und konnte damit die Gesellschaft ausfeiern. Diese war fidel wie immer und schien sich wenig um den Patienten zu kümmern, der heute gern den Ernsten gespielt hätte. Zuletzt mußte er doch wieder mitlachen und eben zum bösen Spiele gute Miene machen. Als es endlich zur Heimfahrt gehen sollte, fiel der Regen in Strömen und Schmied und Wagner waren noch lange nicht fertig.

„Das ist nicht übel,“ sprach der Doktor lachend,

„unsere Kutsche ist gichtbrüchig, bei diesem Wetter können wir nicht laufen und müssen sicherlich bei dem Herrn Verwalter übernachten. Gott sei Dank! — wir sitzen im Trocknen.“

„Wenn wir keinen andern Wagen bekommen,“ bemerkte einer der Begleiter, „so müssen wir wohl oder übel bleiben. Nun, gut sind wir aufgehoben.“

Jetzt war es an dem Patienten zu sorgen und zu laufen, wenn er anders die Gäste nicht auf dem Halse behalten und aus seinem eigenen Bette vertrieben sein wollte. Es ging hart, hart her, aber Noth bricht Eisen. Er mußte den Pächter aufsuchen und um die Chaise bitten, welche dieser von der Herrschaft übernommen hatte. Der Pächter war die Freundlichkeit und Bereitwilligkeit selbst und ließ sogleich einspannen, was den Bittsteller nicht wenig in Verlegenheit brachte.

„So, Herr Verwalter,“ rief Dr. Trebeis beim Einsteigen, „jetzt haben wir 's Gehen, Reiten und Fahren probirt und sind immer noch nicht im Reinen, was am practischsten ist. Uebermorgen wird die Gesellschaft getheilt: ein Theil muß laufen, ein Theil reiten und der Rest wird in einen Omnibus gesteckt. Dann wird sich's wohl herausstellen.“ — Die Herren fuhren in dem herrschaftlichen Staatswagen davon und ließen ihren Kutscher sammt Kasten und Rossen bei dem Patienten zurück, der grimmig die Faust in der Tasche ballte, während

die alte Haushälterin die Hände über dem Kopfe zusammenschlug. —

Schon um sechs Uhr klopft es am andern Morgen an der Zimmerthüre des Doktors und hereinspaziert Verwalter Kummer, der den reparirten Wagen zur Herfahrt benützt hat. „Ei, was bringen Sie denn, mein Bester?" fragt der Arzt und gerirt sich höchst erstaunt. „Doch keine Verschlimmerung?"

„Durchaus nicht. Ich wollte Ihnen nur sagen, Herr Doktor, daß Sie Sich morgen nicht vergeblich hinausbemühen möchten, indem ich nicht zu Hause sein kann."

„Nicht?"

„Ja, sehen Sie, Herr Doktor, ich habe mich gestern Abend noch mit dem Pächter, der ein ganz charmanter Nachbar ist, geeinigt und trete bei ihm als Verwalter ein. Morgen wollen wir unsern Contract machen."

„Gut, dann kommen wir ein ander' Mal."

„Dürfte auch nicht gut gehen," meint der Patient und zuckt verlegen die Achseln, „weil ich als Verwalter zumeist auf dem Felde bin."

„Nun, und Ihr schlimmer Zustand?"

„Ist gut, wirklich ausgezeichnet gut," versichert der Verwalter hastig. „Ich bin gesund, kerngesund, frisch wie ein Fisch im Wasser. Wenn es Ihnen recht wäre, so wollte ich auch zugleich meinen Dank abstatten und meine Schuldigkeit entrichten."

„Hoho!“ wehrt der Arzt lachend, „pressirt es so? Das verschieben wir ruhig bis Neujahr. Wer kann denn wissen, ob nicht ein Rückfall kommt?“

„Gott soll mich bewahren!“ seufzt der Verwalter tief auf, nicht wenig erschreckt durch diese tröstliche Aussicht, macht seine Reverenz und sucht rückwärts das Weite.

„Der ist von seiner Hypochondrie kurirt,“ jubelt der listige Arzt und schlägt fröhlich die Hände zusammen, „kurirt für alle Zeiten. Die Drechslers Tochter leidet am Ueberfluß an Mangel, und da ist schwer zu helfen. Diesem alten Geizkragen dagegen mußte ich seine verschimmelten Kronenthaler abzapfen und ihn wieder in Thätigkeit jagen. Probatum est.“

„Und des Mädchens Krankheit?“ werden Viele fragen. Ist auch kurirt, denn im Laufe der Zeit gelang es dem Doktor, einen wackeren Mann in's Haus des Drechslers zu dirigiren, der die fleißige Anna auch ohne klingende Zugabe sich zur Lebensgefährtin erkor und heute noch dem Herrn Dr. Trebeis für seine practische Anleitung zum Heirathen dankbar ist. Und das war — des Doktors Rache. —

Meister Steffen.

I.

„Bin kan Ungarreiter,
Bin kan welscher Schreier,
Bin kan Geldvergeuder
Und kan Judenkind;
Brauch' mi nit zu scheuen,
Denn am Leben freuen,
Hat der Pfarrer g'sagt, das wär' kan Sünd!" —

So sang Steffen Maier aus fröhlichem Herzen und mit klangvoller Stimme sein Schelmenliedchen zu Ende. Die Männer, welche um ihn saßen, stimmten kräftig in den Chor mit ein, die Gläser klangen hell und lustig dazwischen und zum Schlusse gab der Sänger einen Jodler zum Besten, so prachtvoll, so rein und glockenhell, wie ihn ein Bursche aus dem Tyrolerland nicht schöner schlagen kann. Dafür ist heute auf dem Finkenhof Kirchweih, ein Fest, das jedes Jahr nur einmal wiederkehrt, schon Wochen zuvor und ebenso lang darnach besprochen und meistens von Allen, die es überhaupt mitzumachen im Stande sind, sehnlichst erwartet wird. So geht es im Leben. Dinge, welche sich mehr

auf Eigenmächtigkeit und Ungebundenheit, als auf ihr gutes Recht stützen und gerade noch am Gesetze vorbeischlüpfen, finden weit eher und weit mehr Anhänger, als uralte, verbürgte und verbriefte Anordnungen.

Diese Finkenhofer Kirchweih war, beim rechten Lichte betrachtet, eine lächerliche, eigenmächtige Geschichte, denn die ganze Einöde bestand nur aus einem großen Bauernhause mit trefflicher Wirthschaft und ein paar ärmlichen Taglöhnerhütten, — von einer Kirche war weit und breit keine Spur zu sehen. Der Finkenbauer, eine stolze, trotzige Natur, hatte einen „Sparren" zu viel, wie man sagt. Es ärgerte ihn schon lange, daß er als selbstständiger, „schwerer" Bauer, wie sein Lieblingsausdruck lautete, in Allem und Allem nach der Pfeife des gut zwei Stunden entfernten Pfarrdorfes tanzen mußte. „Mein Vergnügen werde ich mir doch schaffen können und dürfen, wie ich will," erklärte er mehr als hundertmal seiner Ehehälfte und studirte seitdem fort und fort, bis ihm die rechte Idee gekommen schien.

„Höre, Bärbel!" sagte er eines Tages zu seinem Weibe, „die Bauern da drüben können ihre Kirchweih halten, wann und so lange sie wollen. Ich halte heuer die meinige. Haben wir einmal die Kirchweih, Bärbel, so bekommen wir vielleicht auch eine Kirche oder wenigstens eine Kapelle."

Gesagt — gethan. Der lange Sonntagsrock mit

den metallenen Knöpfen wurde angelegt, der Dreimaster auf's Haupt gestülpt, der Schlehdorn in die Hand genommen und das Einreden der Frau, die mit der süßen Hoffnung auf eine künftige Kirche beschwichtigt wurde, blieb ungehört. Fort ging's in voller Sonnengluth in die Nachbarschaft, um alle Bekannten einzuladen — auf die neue Kirchweih am nächsten Sonntag. Alle lachten über den sonderbaren Einfall. Alle kamen, und kamen im nächsten Jahre wieder und immer wieder, so daß die Finkenhofer Kirchweih bald ein Volksfest wurde, so fidel und so beliebt, wie kein zweites in der ganzen Runde. In der Frühe ließ der Hofbauer jedes Jahr auf seine Kosten ein feierliches Hochamt im Pfarrdorfe halten. Bis er mit den Seinigen gegen Mittag nach Hause kam, erschienen auch meistens die ersten schwerfälligen Karossen, vollgepfropft mit Gästen, später die Stellwägelchen und Leiterequipagen, dann trabten die Reiter in den Hof und zuletzt kam der große Haufen, der in Ermanglung von Roß und Wagen mit höchsteigenen Schustersrappen einherkutschirte. Diese starke Frequenz ist um so mehr zu bewundern, weil das Finkenhofer Fest ohne Klang und Tanz gefeiert wurde. „Die Musik und das Tanzen macht zu viel Lärm, zu viel Moleste und stört mich in meinem eigenen Vergnügen," pflegte der Hofbauer seinen Gästen im Vertrauen vorzuplaudern. Lauter Wind und Spiegelfechterei! Die eigentliche Ursache war, daß er keine Erlaubniß dazu hatte, und dem

Landrichter ein gutes Wort geben, dazu war sein Hochmuth zu groß. Lieber suchte er seine Gäste durch andern Ersatz zu entschädigen. Schon zwei bis drei Tage vorher brach gewöhnlich unter den Vierfüßlern und dem Geflügel auf dem Hofe eine große Sterblichkeit aus, der Bauer rollte seine ausgesuchtesten und ältesten Fässer an das Licht des Tages, und am Feste selbst wurde in der großen Küche mit allem Eifer gekocht, gesotten und gebraten, damit Niemand unbefriedigt von dannen ging.

Trotzdem war das junge Volk, damals wie heute tanzlustig, nur schwach vertreten, um so zahlreicher dagegen die Männer und Frauen. Wer von diesen abkommen konnte, blieb gewiß nicht zu Hause. Alle erschienen mit dem guten Vorsatze, sich ordentlich gütlich zu thun, der Finkenhofer setzte seinen Stolz darein, nicht viel mehr als nichts zu rechnen, und die letzten Gäste standen gewöhnlich zur Heimkehr auf, wenn die Sterne niedergingen.

Für die Seele des Festes galt seit Jahren Steffen Maier, ein reichbegüterter Bauer aus dem nächsten Pfarrdorfe. Man sah es dem Manne auf den ersten Blick an, daß er kein „Schrollenhupfer" gewöhnlichen Schlages war. Die kurzen, gerollten, etwas gelichteten Haare, das glatte, nicht zu sehr gebräunte Gesicht mit den beweglichen Muskeln, die hohe Stirne, die großen, lebhaften Augen sprachen deutlich genug für einen hellen, klaren Kopf. Fast immer spielte ein eigenthümliches,

verschlagenes Lächeln um die schmalen Lippen, hinter dem sich der lustige, schelmische Schalk, welcher nicht leicht eine Antwort schuldig blieb, nur zu wenig verbarg. Hiermit harmonirte die hübsche, ein wenig gedrungene Figur, welche trotzdem bei jeder Bewegung eine Raschheit und ein behendes Wesen ausprägte, das bei den Landleuten zu den Raritäten gehört. Diese Eigenschaften fielen von selbst in das Auge, aber die anderen Vorzüge, welche den Maier zierten, konnte man erst bei näherem Umgange herausfinden. Maier sang nämlich trotz seiner Vierzig wie eine Lerche. Jedes Liedlein, jede Melodie, welche er einmal gehört, blieb für immer in seinem Gedächtniß haften, seine fidelen Schnaderhüpfel producirte er aus dem Stegreif und konnte, ohne zu stocken, ohne zu ermüden, hundert und hundert der lustigsten Anekdoten und Schelmenstreiche zum Besten geben. Kein Wunder, daß sich die Bauern, welche seine schlagenden Witze mehr scheuten, als ein paar derbe Fäuste, sammt und sonders in die Stube, wo er saß, und um seinen Tisch drängten, förmlich um seine Gunst buhlten und den Maier in ihrer Bewunderung nur den „Meister Steffen" oder noch lieber den „Tausendsasa" nannten.

Sobald Steffen Maier sein Liedlein gesungen und seinen Jodler ausgeschlagen hatte, zetterte unter Allen heraus ein dünnes, näselndes Stimmchen: „Noch einmal! — Da capo! — Juchhei!" — Und ein paar

spindeldürre Händchen klapperten laut dazu vor Lust und Freude. Das ganze, schwächliche Handwerkszeug gehörte dem Meister Riese, seines Zeichens ein Schneider, von dem nicht viel mehr als die Nasenspitze über die Tischplatte hervorlugte. „Da capo!“

„Ei, ihr Leute, da seht nur!“ rief der Sänger mit vergnügtem Lachen. „Wo so ein gewaltiger „Riese“ sitzt, müssen gewöhnliche Menschenkinder sich schön ducken. Er commandirt: Tischchen, deck' dich! — und fluggs steht das Mahl bereit. Wart', wart', Meister Meckmeck, ich will Dir ein Liedchen singen, daß Du gewiß kein Da capo verlangst. Nur ordentlich aufgeschaut, Kleiner, und schön gestreckt, damit Du nichts überhörst. Also — mitgesungen:

„So 'nem Schneider sei' Kunst
Sind Lappen und Dunst,
So 'nem Schneider sei' Wehr
Sind Nadel und Scheer.

So 'nem Schneider sei' Zung
Is allweil im Schwung,
So 'nem Schneider sei' Macht
E' Mucken verlacht.

D'rum, Schneider, sei stat,
Kommja nicht zu spat,
Sonst gerbt dir dei' Weib
Das Höschen am Leib!“

Jubelnder Beifall belohnte den Sänger, das Schneiderlein stimmte selbst fröhlich mit ein und peperte hustend und keuchend dazwischen: „Lacht, lacht, ihr Heiducken, nur zu! Mein Stand wirkt doch Wunder an dem undankbaren, miserablen Menschengeschlecht, denn Schneider machen Kleider und Kleider machen Leute. Was wäret Ihr denn ohne mich? He? — Du, Wagner's Seppel, sähest aus, wie eine knorzige, ungehobelte Deichsel, und Du, Schmied-Jacob, um kein Haar anders als Dein grober, eckiger Ambos; Du, Meister Knieriem, wärest das natürliche Conterfei eines häßlichen Pechkloßes, und Du, Meister Steffen, nichts weiter als eine Nachtigall ohne Federn und ihr Bauern sammt und sonders — nun bei Euch ist Hopfen und Malz verloren, Ihr seid und bleibt mit und ohne Kleider — Bauern!"

„Bravo, bravo!" rief Steffen dem unerschrockenen Schneiderlein zu, — „nur tüchtig gewehrt! Die Zunge ist's beste und schlimmste Stückchen Fleisch am Menschen. Wer sie recht zu dirigiren weiß, Meister Riese, zieht selten den Kürzern."

„Nun, Steffen," betheuerte der Schmied mit komischem Ernste, „dann bist Du wenigstens in Deinem ganzen Leben nicht zu kurz gekommen. So wie Du kann's kein Geistlicher auf dem Predigtstuhl. Ja, mit der Faust kann ich auch d'rauf loshämmern und schlage selten fehl; aber mit der Zunge bin ich schwächer als

ein Kind. Du aber triffst den Nagel auf den Kopf. Gott soll's wissen!"

„Ein Jeder nach seiner Manier," bemerkte Steffen nicht ohne einen Anflug von Stolz, während Alle dem Schmied lärmend beistimmten. „Uns fehlt nichts, Männer, gar nichts, als daß wir — um etliche zwanzig Jahre jünger wären. Alle Elemente! — Das war ein Leben und eine Freude! Jetzt ist's nichts, rein gar nichts mehr dagegen."

„Jetzt?" wiederholte der Schmied mit ärgerlicher Miene. „Jetzt sind unsere Jungen lauter Tölpel, Bärenhäuter und Schlüffel oder Leistreter und Kopfhänger. Jetzt ist ihre ganze Kunst, daß sie Sonntags in's Wirthshaus sitzen, ihre paar Groschen Wochenlohn vertrinken oder verspielen und sich zum Schlusse die Köpfe blutig schlagen. Ist das auch Jugendmanier?"

„Du hast Recht, Jacob, ganz Recht," fiel der Wagner's Seppel ein und schnitt ein saures Gesicht, so sauer, als spreche er aus eigener Erfahrung. „Wir waren auch jung, wir waren auch fidel, dreimal fideler als unsere Buben, aber das ganze Jahr kam keine Untersuchungs-Commission in das Dorf, keine Thränen des Schmerzes wurden um uns vergossen, Keiner wanderte hinter Schloß und Riegel, und doch lachten die Leute oft Wochen lang über unsere tollen Streiche. Was hat nur unser Steffen da nicht Alles angestiftet!"

„Puh, Steffen, puh!" blies der Schmied mit vollen

Backen wie sein Blasbalg und rieb sich vor Vergnügen die schwieligen Hände. „Denkst Du noch an den Maskenball?"

„Von dem wurde damals auch bei uns erzählt," bemerkte ein dicker, behäbiger Herr; „ich kann mich nur nicht mehr entsinnen."

„Ei, plagen Sie Sich nicht, Herr Bürgermeister," wehrte dienstfertig der Nadelheld. „Der Steffen muß es zum Besten geben. Heda, Steffen!"

„Herr Riese dürfen nur befehlen und Ihr Diener gehorcht," spottete dieser mit tiefer Verbeugung. „Also: Anno dazumal waren wir noch jung, tanzten gern, führten uns aber immer „honorig" auf, so daß wir manches Tänzchen der Herren und Damen im Dorfe mitmachen durften. Anno dazumal gab es nämlich bei uns noch ein Herrschafts-Gericht und eine große Rentei mit vielen Rechnungsführern, Actuaren, Schreibern, Kanzlisten und sonstigen Potentaten. Anno dazumal fiel der Hauptnarrentag im Jahre auf Fastnacht, wie heute noch, und die Herren von der Kanzlei verabredeten mit den Jägern und Lehrern aus der Nachbarschaft einen Maskenball im „Stern." Die Neugierde, die Sehnsucht plagte uns, wir hätten gar zu gern mitgemacht, lieber den doppelten Beitrag geleistet und ließen uns in aller Bescheidenheit antragen. Die Jäger und Lehrer waren es zufrieden. Einige Actuare aber zuckten die Achseln und meinten, daß sie dann mit ihren Frauen und Töch-

tern Anstands halber nicht erscheinen könnten. Kurz, wir fuhren ab, mit langen Nasen ab, und grämten und ärgerten uns schrecklich. Ich brütete Rache. Meine Kameraden standen mir treulich bei. Keine Mühe wurde gescheut. Der Ball kam und mit ihm die Masken. Und wie sie in den Tanzsaal traten, Stück für Stück, trug jede auf dem Rücken einen mächtigen Zettel. Darauf stand mit großen Buchstaben ihr ganzes Signalement, Name, Stand, Alter, Herkunft, Größe, wie bei Schüblingen, und statt der besonderen Kennzeichen jedesmal ein Knittelvers. Einige weiß ich noch. Bei einem Rechnungsführer, der als Bär auftrat und Schulden genug hatte, hieß es:

„Als Zottelbär erschein' ich heute,
Von Kopf zu Fuß ganz dicht bepelzt;
Ich kann nicht anders, liebe Leute, —
Mein recht' Gewand ist längst versetzt."

Bei einer Actuarin, einer bitterbösen, herrschsüchtigen Klatschschwester, hieß es:

„Ich bin die Beste von der Welt,
So lang man mir die Zunge hält."

Im Anfang ging Alles gut. Jeder lachte für sich, las leise den Zettel des Andern und wähnte sich selbst geborgen. Bald aber entstand eine fürchterliche Aufregung und ein Wirrwarr sondergleichen. Da und dort wurden die Namen laut gerufen, die gräßlichen Zettel verlesen und die Unmaskirten kannten für ihren Spott

keine Grenzen. Alle sahen sich verrathen. Man merkte, daß keine Maske ohne Signalement davongekommen war. Beschämt und voller Wuth ergriffen die Damen die Flucht, die Herren rissen die Larven herab und schnitten in ihren Narrenkleidern abscheuliche Gesichter. Jeder verbat sich den Spott, Einer beschuldigte den Andern, es kam zu ärgerlichen Auftritten und nur die Gegenwart der Vorstände konnte verhindern, daß die Herren Beamten einander nicht gehörig durchwalkten. Um zehn Uhr war die vielgepriesene Herrlichkeit vorbei und noch nach Wochen und Monaten spottete und lachte das ganze Dorf und die Umgegend darüber."

„Das ist Alles nichts," versicherte der Schmied nach einiger Zeit, die unbändiger Heiterkeit gewidmet war, und ließ, um sich in dem Tumulte Gehör zu verschaffen, seine schwere Faust dröhnend auf den Tisch fallen. „Das ist nichts, aber Schelmenstreiche ausüben und ein gutes Werk dabei stiften, das ist eine Kunst, die unserm Meister Steffen Keiner nachmacht. „Ich war dabei," fügte er stolz hinzu, „und der alte, filzige Wucherer in unserm Dorfe, der Hirsch Wolfsohn, kann ein Liedchen davon singen. He, Freund und Schulkamerad?"

„Erzählt, erzählt!" bat der Bürgermeister, dem die hellen Zähren über die Wangen liefen, und stieß vor lauter Vergnügen ringsum an. „Heute lach' ich mich noch zu todt. Laßt hören!"

„Die Geschichte ist so drollig," erzählte der Schmied,

nachdem er seine Lippen gehörig befeuchtet hatte, „daß sie mich immer wieder ergötzt. Also:

Der Jude hatte dem Leinenweber, dem armen, einfältigen Streckfuß, mit seinen sieben Kindern eine schlechte, dürre Kuh auf Borg in den Stall gestellt, ihm Geld für Garn und Baumwolle vorgeschossen, Zucker, Kaffee, Oel und noch allerlei Waaren auf Credit gegeben, bis ein stattliches Sümmchen in seinem Buche stand. Jetzt wurde der Hebräer auffässig, lief, rannte, trieb und drängte, bis der einfältige Weber einen Schuldschein mit kurzer Frist unterschrieben hatte. Diese konnte er natürlich nicht halten. Da begehrte der schlaue Jude gewaltig auf und drohte mit Klage und Pfändung. Dem Weber standen alle Haare zu Berg, als er uns eines Abends auf dem Wege traf und seinen Jammer erzählte."

„Wollt Ihr den Juden mit der Zeit bezahlen?" fragte Steffen ruhig.

„Gewiß, gewiß!"

„Und Euch nicht mehr einfädeln lassen?"

„Ganz gewiß nicht."

„Gut, die Hand d'rauf! Der Jude wird nicht klagen. Verlaßt Euch auf uns!"

Wir gingen. Steffen schmiedete seine Pläne und die Kameraden mußten natürlich mithelfen. Noch in derselben Nacht malte er dem Juden einen großen Galgen an die Thüre. Der Wucherer kneifte und schimpfte am Morgen, ließ das Ding wegwischen, mochte sich aber

weiter nicht darum grämen. In der nächsten Nacht deckten wir ihm still und vorsichtig sein Haus ab, daß auch nicht ein Ziegel darauf blieb. Er fuderte und wetterte in der Frühe, heulte und jammerte — was half es? Die Ziegel flogen nicht von selbst hinauf. Wehklagend und widerstrebend langte er in seine Taschen und ließ wieder decken. „Jetzt muß er zahm werden," behauptete Steffen und sammelte den ganzen Tag über wie ein Kräuterklauber allerlei Gezücht in eine große Schachtel. Abends gingen wir Alle zusammen in den Laden des Juden. Ich kaufte, wie verabredet, ein Stück Zeug und plauderte dabei von dem armen Weber. Der Jude schlug ein gräuliches Weh- und Zetergeschrei auf über seinen entsetzlichen Schaden mit dem schlechten Haushalter. Auf einmal saust, tost, surrt, schwirrt, schnurrt, summt und brummt es um unsere Ohren, daß uns Hören und Sehen vergeht. Der Steffen hat heimlich seine Schachtel geöffnet. Wir stürzen zusammen hinaus, schlagen die Ladenthüre zu und drehen den Schlüssel ab. Der Jude rennt wie besessen zwischen seinen Päcken und Ballen hin und her und die entfesselten Bienen, Wespen, Hummeln und Hornisse fahren ihm wüthend nach. Endlich erklettert er ein Fenster, drückt es in seiner Angst hinaus und springt auf die Straße. Die Nachbarn stürzen auf sein Geschrei herbei, wir selbst helfen die Viecher vertreiben, und der Jude steht athemlos da, schweißbedeckt, zerstochen, zitternd an allen Gliedern wie ein armer Sün-

der. Nicht genug. Nachts streichen wir sein ganzes Haus schwarz an und schreiben mit großen, weißen Buchstaben d'rauf:

„Jud', verschieb die Klag',
Denn jeder Tag
Bringt neue Plag'."

Das wirkte prächtig und der Jude verstand den Wink ohne weitere Erklärung. Der Weber hatte seine Ruhe und in Jahr und Tag zahlte er richtig seine Schuld."

„Die Hand her!" rief der Bürgermeister aufspringend zum Meister Steffen hinüber, — „die Hand her! — Freund und Dutzbruder auf ewig! Respect vor einem solchen Mann, der Herz und Zunge am rechten Fleck hat, weder Hoch noch Nieder scheut und nicht vor jedem Schatten bebt wie Espenlaub. Respect!"

„Und warum auch nicht?" fragte langsam und sich stolz umschauend Steffen, welchen das gespendete Lob und der genossene Wein von Minute zu Minute mehr aufregten. „Warum nicht? Sieht ja die Katz' den Kaiser an! Wer mich sucht, findet mich, wer mich fragt, erhält Antwort, und wer mich stößt, bekommt einen Rückprall, und sollte es der Herr Landrichter oder der König selbst sein. Dafür steh' ich Euch!"

„Respect und nochmals Respect!" donnerte der Bürgermeister. „Angestoßen, Ihr Männer! Unser Meister Steffen soll leben — vivat hoch!"

Ein schallendes Hoch dröhnte durch die niedere

Stube, die Gläser klangen, der Wein spritzte auf den Tisch und die Finger krachten unter dem mächtigen Freundschaftsdrucke.

Der Schneider hatte sich schnell unter den Tisch geduckt, um bei dem wilden Auftritte keinen Schaden zu erleiden. Sobald sich aber der Tumult wieder gelegt, schob er sich auf beiden Armen hoch empor, um besser gehört zu werden, und zetterte mitten hinein:

„Glaubt seinen großen Sprüchen nicht! Ich weiß Jemand, vor dem sich der Tausendsasa fürchtet, wie ein ungezogener Junge vor St. Nicolaus. Ja, ja, ihr Männer, macht nur große Augen! Ich weiß Jemand, sag' ich nochmals, dem sich der Steffen kein unrechtes Wörtlein, noch viel weniger einen Rückprall zu geben getraut."

„Am Ende Du selbst?" fragte dieser ironisch und sah wie mitleidig auf den Kleinen herab. „Sollst Recht haben, Meister Riese, denn wer an Kindern, Zwergen und Krüppeln seinen Muth zeigen will, macht sich niederträchtig."

„Langsam — langsam!" höhnte das Schneiderlein giftig. „Nur nicht gar so hoch zu Roß! Von meiner Wenigkeit ist keine Rede. Der Jemand ist ein ganz Anderer, und wenn ich ihn nenne, muß der Tausendsasa zusammenklappen wie ein altes Taschenmesser."

„Elender Tropf!" murmelte Steffen zwischen den

Zähnen und warf dem Sprecher einen herausfordernden Blick zu. „Heraus mit Deiner Weisheit — heraus!"

„Heraus — heraus!" schrien Alle zugleich und hatten eine gewaltige Freude an dem Zorne des Gefoppten.

„Da seht hinüber!" wisperte der Schneider und zeigte mit den dürren Fingern bedeutungsvoll nach dem Tische, wo die Frauen in aller Gemüthsruhe Kaffee tranken, Kuchen eintauchten und die Leute dazu ausmachten. „Da seht hin! Seine Frau ist's, die kleine, bleiche mit den sanften Augen. Sie ist die beste Seele von der Welt und doch getraut er sich nicht, ihr ein Scheltwort oder einen Schelmenstreich anzuthun. Eine Krone zum Pfand, Männer! Wer will wetten?"

„Das ist rein unmöglich!" lachte der Bürgermeister. „Ein solcher Mann läßt sich nicht unter den Pantoffel stecken. He, Steffen, hab' ich Recht?"

Diesem schoß alles Blut nach dem Kopfe, seine Hände zitterten, seine Lippen zuckten, es schnürte ihm gewaltsam die Brust zusammen und er fühlte wohl, daß er jetzt einen „Mann" machen müsse oder daß sein ganzer Respect für immer verspielt sei. „Es gilt!" preßte er endlich hervor und warf eine Krone auf den Tisch zu jener des Schneiders. „Bevor meine Frau heute Abend über ihre Schwelle tritt, sollt Ihr einen Spaß erleben und aus vollem Herzen lachen, so wahr ich Steffen heiße.

Und Dein Kronenthaler, bucklige, giftige Kröte, wandert morgen in die Armenkasse."

Die Wette war gemacht, aber auch die herzige, gemüthliche Freude unterbrochen. Wohl zirpte, piepte und gatzte das Schneiderlein unaufhörlich fort, es probirte auch diesen oder jenen Scherz, oder repetirte in Ermanglung eines Bessern alte, hundertmal gehörte Dorfwitze, aber Nichts wollte zünden und Keiner mochte beistimmen. Und Steffen Maier, der unerschöpfliche Steffen, saß still in sich gekehrt und starrte minutenlang nach einem Flecke. Es mochte ihm wohl bedünken, als habe er ein schweres Unrecht gegen sein sanftes, treues Weib begangen. Er wäre später gern aufgestanden und hätte sich einen Augenblick zu seiner Verone gesetzt, aber eine eigenthümliche Scheu, ein gewisser Druck auf dem Herzen trieb ihn zurück. Und je mehr er diesen peinlichen Gedanken nachhing, desto größer erschien ihm sein Unrecht. O, er hätte sein prahlerisches Wort zurücknehmen, ja, er hätte sein Weib laut um Verzeihung bitten mögen, aber falsche Scham, die Scheu vor dem Hohne hielt ihn zurück, er war auf seinem Sitze wie festgebannt.

Seine Tischnachbarn blieben vor wie nach stiller, guter Laune und ließen sich durch Nichts stören in ihrem Vergnügen — im Essen und Trinken. Eine sprudelnde oder halbwegs gangbare Unterhaltung dagegen brachten sie nicht in den Fluß. Sobald die Messer und Gabeln und Zähne zu arbeiten aufhörten, saßen sie stumm und

steif wie Statuen, wie ausgestopfte Automaten, die für wenige Momente ein verborgener Mechanismus in Bewegung gesetzt hat. Sie mochten das selbst fühlen und mancher grimme Blick fiel auf den frechen Schneider, der ohne Ende fortgestikulirte und unverlangt und unbelobt das Wort führte.

So kam es denn, daß zeitig, viel zeitiger aufgebrochen wurde als in früheren Jahren, zum großen Verdrusse des fast beleidigten Finkenbauern und zur offenen Freude der Weiberleute, die längst zum Abmarsch gemahnt hatten. Gegen Mitternacht zogen die Gäste in kleinen Gruppen ab, wie sie eben der Zufall oder die gemeinsame Richtung des Heimweges zusammenwürfelte. Die Tischgesellschaft, unter der Steffen gesessen, gehörte zusammen. Nur der Bürgermeister drängte sich ein, obgleich er einen weiten Umweg machen mußte, aus purer Neugierde, wie die Wette ablaufen würde.

Es war eine köstliche, prachtvolle Sommernacht, hell und warm, ein kühles Lüftchen fächelte die erhitzten Wangen, der Vollmond stand hoch am Himmel und übergoß mit seinem milden, klaren, zauberischen Scheine die ganze Gegend, so daß Keiner sich den Heimweg auch nur um einen Fuß breit kürzer wünschen mochte. Der Wiesenpfad war für die ganze Gesellschaft zu schmal und so schlenderte sie gemächlich und fröhlich quer über die frisch gemähten Wiesen, welche ihre balsamischen Düfte aushauchten. Die Frauen marschirten voraus, scherzend

und lachend, die Männer kamen in kleiner Entfernung nach, in ernster, gemessener Unterhaltung. Von dem ausgelassenen Jubel und fröhlichen Gejauchze der Vorjahre war keine Spur zu finden. Meister Steffen ging meistens abseit und sprach kein Wort. Er dachte an dies und das und wollte sich die Wette mit Gewalt aus dem Kopfe schlagen, denn darüber nachzudenken oder gar einen Plan gegen sein argloses Weib auszuhecken, kam ihm wie ein Verbrechen gegen sich selbst vor. Ja, manchmal tröstete er sich mit der Hoffnung, das Ganze sei nur ein Scherz gewesen und die Gesellschaft denke längst nicht mehr an die Geschichte. Hierin verrechnete er sich gewaltig. Der hämische Meister Riese sorgte zur rechten Zeit für's Aufwärmen, indem er mehrmals laut aufjauchzte: „Juchhei! Ein herrlicher Tag, köstliche Unterhaltung, ein saftiges Hühnlein verspeiset, goldigen Wein getrunken, von Herzen fidel gewesen und noch Geld übrig. Juchhei! Mehr gewonnen als verzehrt. Meister, einen solchen Taglohn machst Du nicht immer." Die Bauern lachten, Steffen biß sich auf die Lippen und wünschte den heillosen Buckel an den Nordpol oder in das Land der Affen und Zwerge.

„O weh — o weh!" jammerte plötzlich die Avantgarde im Marsche laut auf, zog rasch die Füße an sich und prallte scheu zurück. „O weh! Das Wasser ist ausgetreten." Die Männer eilten im Geschwindschritt herbei. Es war so. Der Bach hatte seine Grenzen

überschritten und wenigstens fünfzehn Fuß breit die Wiese überschwemmt.

„Was ist das?" fragte Steffen unwillig.

„Was wird's sein?" rief der Wagner lachend; „der abscheuliche Wiesenmüller hat uns ein abkühlendes Bad bereitet. In die Kirche und auf die Kirchweih mag dieser menschenscheue Kunde nicht gehen, dagegen übt er jedes Jahr einen andern Spuk aus."

„Bei Gott, Du hast Recht," stimmte der Schmied-Jakob entrüstet bei. „Seht nur, er hat selbst den Steg über den Bach abgeworfen und die Schleußen ganz geöffnet. Wart', verfluchter Mehlwurm!" Drohend ballte er seine Faust nach der Mühle, die etliche zwanzig Schritte weiter oben lag. Und wirklich, da schaute zum Dachgiebel eine weiße Gestalt heraus und die lange Zipfelmütze schien wie zum Spotte herunterzunicken. Man hätte die Erscheinung für ein Gespenst halten mögen, wenn nicht die dampfende Pfeife das Dasein eines rauchenden Sterblichen angezeigt hätte. Alle sahen zornig hinauf und schimpften laut zusammen. Nur Steffen schwieg und mancher Streich mochte ihm jetzt auf das Gewissen fallen, den er selbst einst Andern gespielt.

„Was ist zu thun?" rief der Schmied unwirsch. „Da stehen bleiben können wir nicht. Je länger wir schimpfen und zaudern, desto größer ist die Schadenfreude des Müllers. Vorwärts Marsch!" Und keck watete er hindurch und seine Begleiter ihm nach. Es

ging nicht zu tief und bald standen die Männer am andern Ufer.

„Kommt, kommt!“ riefen sie lachend den Frauen zu, welche betrübt nachsahen und unschlüssig und jammernd am Wasser auf- und abtrippelten.

„Ach Gott, meine schönen Schuhe!“ jammerte des Schmied's Ursula und warf einen wehmüthigen Blick auf ihre leichte Fußbekleidung mit den schwarzen Rosetten.

„Und meine neuen, rothen Strümpfe!“ klagte des Wagners Lisbeth. „Ich hab' sie heute zum ersten Mal an.“

„Die kann man waschen, aber mein heikles Merinokleid!“ seufzte dem Weinen nahe eine Dritte und sah trostlos auf die breite Pfütze.

„Es ist ja nicht tief und gefährlich — kommt zu!“ riefen die Männer wieder. „Ihr könnt doch nicht auf der Wiese über Nacht bleiben. Nur Muth!“

Noch einen verzweifelten Blick auf das Wasser und dann schlich Eine um die Andere bei Seite, strüpfte heimlich die Fußbekleidung herab, nahm die Kleider zusammen und watete vorsichtig durch die plätschernde Fluth. Endlich standen Alle wieder auf trockenem Boden, nur Verone, des Steffen's Verone stand allein noch drüben, schaute furchtsam auf das Wasser und konnte sich zu Nichts entschließen.

„Wart', Frau, ich komme!“ ruft jetzt Steffen und tritt sofort voll Eile den Rückweg an. „Hierher,“ ruft

er wieder, aus dem Wasser steigend, „hierher auf meinen Arm!“

Ein dankender Blick und er hebt Verone auf seinen Arm und trägt sie ohne Mühe und leicht wie ein Kind durch den ausgetretenen Bach. Jetzt mitten im Wasser — platsch! — da setzt er sie ab und eilt in weiten Sätzen vorwärts, daß die Fluthen in lichten Strahlen nach allen Seiten spritzen.

Ein jäher Schreckensruf — Verone steht mitten im Wasser und ringt jammernd die Hände. Dann aber faßt sie sich, nimmt nach Kräften die Kleider zusammen und watet mühsam nach. Ein lautes Halloh der Männer empfängt sie am Ufer und ihre Freundinnen, die sich längst wieder gerichtet haben, stimmen in das Gelächter mit ein.

„Gewonnen — die Wette gewonnen!“ ruft der Bürgermeister und will Steffen zur Anerkennung die Hand drücken. Dieser aber weicht aus und holpert mißmuthig seiner Frau nach, die durchnäßt, beschämt und tief gekränkt über die Wiese davon eilt.

Der Schneider wird stumm. Die verlorne Krone brennt ihm stark auf der Seele und von den Verständigern muß er als D'reingabe noch Vorwürfe genug mit in den Kauf nehmen.

II.

Wer Unglück haben soll
Stolpert im Grase,
Fällt auf den Rücken
Und bricht die Nase.

Sprichwort.

Vierzehn Tage waren seit der für Frau Verone so unfreiwilligen Wasserpartie vergangen. Sie hatte seitdem alle verdeckten Anspielungen, alle mehr oder weniger scharf gezielten Stichworte und selbst offenen, sarkastischen Spott, der ihr Ohr traf, mit einer Ruhe und Geduld ertragen, daß die Leute staunten, ihr im Stillen Bewunderung zollten und Manche ihren Ehehälften ein gleich friedfertiges Gemüth wünschen mochten. Selbst Steffen Maier, der sich fest einbildete, das Herz seines braven Weibchens durch und durch zu kennen, stutzte bei dieser unerklärlichen Gelassenheit. Er mochte ein langes, schwer zu besiegendes Schmollen, düstere Mienen, thränenschwere, vorwurfsvolle Augen, eine tüchtige, wohlverdiente Gardinenpredigt, ernstes, abstoßendes Wesen, kränkendes Nichtbeachten und ähnliche Ehestands-Unzufriedenheits-Symptome erwartet haben, und sah sich unbedingt getäuscht. Frau Verone blieb vor wie nach gleich freundlich und gütig, ergeben, aufmerksam und liebevoll, kein verletzendes Wort kam über ihre Lippen, und wenn eine Freundin ihren Mann tadeln wollte, so nahm sie ihn entschieden in Schutz. Wenn dieser überhaupt eine Differenz wahrnehmen konnte, so war es nur eine gewisse

stille Trauer, welche sie manchmal in unbewachten Augenblicken überkam und lange und theilnahmslos für die Umgebung, wie in tiefer Ueberlegung vor sich hinsehen ließ. Doch gerade dieser klaglose Schmerz war es, welcher Steffen am meisten zu Herzen ging. Er hätte viel leichter ein herbes Wort, ein bitterböses Gesicht und eine Portion Hintansetzung vertragen, als diesen stillen Kummer, den manchmal ein herzbrechender Seufzer unterbrach. Ja, in solchen bewegten Augenblicken stand er mehrmals nahe daran, seiner Verone die Hand zu reichen und sie offen, ehrlich und reuevoll um Verzeihung zu bitten. Und immer, immer wieder traten Kleinigkeiten, unvorhergesehene Dinge dazwischen, die sein Vorhaben, vielleicht auch nicht sehr ernstlich gemeint, nicht zur Ausführung kommen ließen. Einmal tobte und wüthete der Hänfling in seinem Käfig wie besessen, als könnte er ein solch' unmännliches Gebahren nicht dulden; ein andermal schlugen die Glocken zur Vesper zusammen und zuletzt pochte ein Nachbar laut und vernehmlich am Fenster, um ihm die neuesten Depeschen aus dem Dorfe mitzutheilen und ihn zur Gemeindeversammlung abzuholen.

Als Beide in die sogenannte „Rathsstube" im Schulhause traten, war die Versammlung bereits vollzählig und sie suchten stillschweigend ihre Plätze. Diese waren leicht zu finden. Das große, weiß getünchte Gemach zierte nämlich nichts, als ein hölzernes Crucifix und ein alter, wurmstichiger Tisch nebst einem maroden, drei-

beinigen Stuhl von gleichem Caliber, dem Sitze des Gemeindeschreibers. Am Tische selbst stand in würdevollster Haltung der Herr Ortsvorstand, natürlich im langen, blauen Sonntagsflaus, und lehnte sein obrigkeitliches Uebergewicht darauf, so weit es das morsche Gestell zu tragen vermochte. Ihm zunächst kamen als pflichtschuldige Leibgarde der Kirchenpfleger, der Schmied-Jacob und zwei Hofbauern als Gemeindebevollmächtigte. Die Ortsnachbarn selbst lehnten mehr oder minder anständig in weitem Kreise an den Mauern herum und polirten nach altem Herkommen die staubigen Wände mit ihren Ellbogen und Rücken. Der Schulze räusperte wiederholt und vernehmlich, um Ruhe herzustellen, und begann hierauf mit feierlicher Amtsmiene also: „Männer! Wir haben schon manchen kopflosen Fall hier verhandelt, aber so kopflos, sag' ich, wie heute, noch keinen."

„Getroffen!" rief aus der letzten Fensternische eine dünne, gatzende Stimme, deren Eigenthümer man nicht sehen konnte.

„So noch keinen, sag' ich," wiederholte der Vorsteher unbeirrt und fuhr lauter fort: „Ein Gauner ist's, sag' ich, ein Cujon, sag' ich, ein abgefeimter Hallunke, sag' ich, der uns und das ganze Dorf seit Wochen in Athem hält. Ein Landstreicher, sag' ich, ein Spitzbub', sag' ich, ein niederträchtiger Dieb, ein Räuber . . ."

„Oder ein paar!" zirpte dieselbe Stimme laut und durchdringend aus der Ecke.

„Oder viele!" rief der Schulze sich und den Andern verbessernd mit starker Stimme, nicht ohne heftigen, inneren Verdruß, und setzte gefaßt und ruhiger bei: „Das wäre schon noch gekommen. Ein Dieb ist's, sag' ich also, gegen den weder Wachen, noch Thüren, noch Schloß und Riegel schützen. Er muß sich rein unsichtbar machen können, der Hund, sag' ich, es wäre sonst wirklich unmöglich. Das ist freilich eine seltene Kunst, aber ich glaub's, sag' ich, denn solche Künste . . ."

„Könnten manchem Tölpel durch die Welt helfen," zeterte dieselbe Stimme aus dem Hintergrunde hervor.

Der Redner biß sich auf die Lippen vor Aerger und verschluckte mühsam die unzeitige, herbe Pille, während die Bauern verstohlen einander zuwinkten. „Der Schaden ist zu groß," fuhr er dann heftiger und rascher fort. „Der Ortsvorstand, sag' ich, und die Gemeinde müssen die Geschichte in die Hand nehmen und dem Unfug steuern. Wir dürfen uns nicht lächerlich machen, sag' ich, wir müssen den Dieb fangen oder . . ."

„Laufen lassen!"

Der Redner schoß einen wüthenden Blick nach der Ecke, aus welcher der höhnische Einwurf kam, und stieß zornig hervor: „Wenn's Einer besser weiß als der Vorsteher, so soll er hergehen und reden." Er schwieg tief verletzt und sah den Bauern starr in die Augen, was diese ehrerbietig nachmachten.

„Ei, Herr Vorsteher, fahren Sie doch fort!" be-

ruhigte geschäftig der Kirchenpfleger. „Es ist ja Niemand anders als der bucklige Schneider. Ich habe schon oft gesagt, man soll den frechen Däumling nicht hereinlassen oder bei dem ersten Worte, welches er wagt, hinauswerfen."

„Ja wohl, weil er die Wahrheit spricht, und die hört Keiner gern," rief der Schneider spitzig aus seinem Verstecke. In demselben Augenblicke erhob sich in der Fensternische ein kleiner Tumult, einige Nachbarn schienen den unberufenen Sprecher amerikanisch-parlamentarisch mit den Knien, Fäusten und Ellbogen zu bearbeiten, um seine Rednergabe einzudämmen, und von nun an ward Ruhe.

„Das ist zu bunt!" hob der Vorsteher laut und nachdrucksvoll wieder an, es im Ungewissen lassend, ob er den Dieb oder den Schneider meinte, und hocherfreut im Herzen über das Verstummen des lästigen Spötters. „Nicht zum Aushalten, sag' ich! Der Dieb muß trocken gelegt werden. Der Schaden steigt von Tag zu Tag, entsetzlich — sag' ich, und kann am Ende von Gerichtswegen nicht mehr taxirt werden."

„O, ich kann den meinigen prächtig taxiren, auf den Kreuzer," versetzte der Wagner-Seppel jovial. „Heute vor vierzehn Tagen stiegen noch dreißig herrliche Hennen um die Vesperzeit gackernd und schäkernd meine Hühnersteige hinauf und jetzt — jetzt wackelt und schnappt ein einziges stockaltes, krankes Thier in meinem Hofe herum,

das weder legt, noch in den Topf taugt. Der Hallunke hat mir's förmlich zum Spott gethan und die kranke Henne zurückgelassen, daß ich mich jeden Tag bei ihrem Anblick neu ärgern muß."

„Und die andern?" fragte der Schulze mit bedächtiger Forschermiene, als sei er über diesen Punkt nicht recht klar.

„Die andern? — sind spurlos verschwunden, auf und davon, und nicht ein Federchen ist geblieben. O, ich wollte, daß meine Hennen dem Spitzbuben, der ihnen die Hälse abgedreht hat, im Leibe lebendig würden und zu gackern anfingen, dann hätten wir bald reinen Wein."

Die Bauern lachten, der Schulze aber hob ernst sein Haupt, und da er für den Augenblick keinen besseren Bescheid zu geben wußte, so sprach er blos langsam: „Merk — wür — dig!" und blickte wie nachdenkend vor sich hin.

„Freilich merkwürdig," wiederholte ein wohlbeleibter Mann mit lichter Glatze, seines Zeichens ein Schuhmacher, „aber noch lange nicht so merkwürdig, denk' ich, als der Einbruch in meinem Hause. Das ist eine Gewaltthat, so frech, so grenzenlos unverschämt, wie es auf Gottes Erdboden keine zweite mehr gibt. Ich habe drei Gesellen und zwei Lehrbuben. Wir hämmerten und schusterten in der Unglücksnacht bis nach zwölf Uhr. Auf einmal hörten wir ein ruhiges, starkes Gehen über unsern Köpfen, wie wenn Einer gemächlich spazieren

ginge. Wir sprangen Alle zugleich auf, die Stiege hinauf nach der obern Stube. Sie war verschlossen wie immer. Ich holte den Schlüssel und sperrte auf. Was denkt Ihr, Männer? Die Thüre, die Fenster, Alles wohl verschlossen, kein Dieb weit noch nah, aber die Stube ausgeräumt bis auf das letzte Stückchen. Keine Mütze, kein Hut, kein Rock, keine Hose, keine Weste war mehr in dem Schranke, kein Hemd, kein Strumpf, kein Halstuch, keine Schürze, kein Kleid, keine Wäsche mehr im Kasten. Nur mein lederner Beutel, worin ich ein paar ersparte Kronenthaler aufbewahrt, lag noch in seinem Verstecke, aber — meine Kronen waren ausgeflogen."

„Alle?" fragte der Schulze mit einer Wichtigkeit, als hinge hievon die ganze Entdeckung ab.

„O nein! ein falscher Brabanter, zwei Coburger Sechser und ein paar „Vögelesgroschen" waren noch darin und grinsten mir höhnisch entgegen."

„Und wie viel Kronen waren es?" fragte der Schulze inquisitorisch.

„Fangt erst den Dieb," antwortete der Schuhmacher ausweichend, „dann will ich's Euch schon angeben und die meinigen heraussuchen."

„Das muß ich sagen," rief der Wagner lachend, „ein pfiffiger Dieb ist's doch. Er nimmt sich Zeit, überlegt gehörig, sucht das Gute heraus und läßt alte Hennen und schlechtes Geld stehen. Er nimmt . . ."

„Alles, wenn's taugt," fiel ihm der Schmied-

Jacob düster in's Wort. „Ich habe vorgestern zwei schwere, stattliche Schweine geschlachtet, zwei Centner reichen nicht. An einem Tage ist das Metzeln nicht zu zwingen, das weiß Jeder. Abends hängte ich selbst die beiden Schweine in meinen Keller, schlug weiße Tücher darum und versperrte gut. Sorglos gehe ich gestern Morgen hinab, schließe auf, schlage die beiden Tücher auseinander, — da — da," ruft der Schmied bebend vor Wuth, „da sind die Schweine fort, abgeschnitten, die Haxen hängen noch am Joche, und ein paar dürre Stecken, womit der Dieb die Tücher gesperrt, fallen herab."

„Zum Teufel!" donnerte der Schulz und stampfte wild mit dem Fuße; „an den Galgen, sag' ich, an den Galgen muß der Spitzbube! Ihr Männer, steht zusammen! Wir müssen die Höllenbrut fangen. Aber wie?" setzte er langsam bei und legte bedächtig seinen Zeigefinger an den rechten Nasenflügel. „Aber wie? Wißt Ihr was? Es soll Jeder seinen Rath geben. Genirt Euch nicht, heraus mit der Sprache!"

„Wir müssen Wachen ausstellen," rief der Kirchenpfleger hastig und ohne weiter zu überlegen, nur um als der Zweite in der Gemeinde auch das zweite Wort zu haben.

„Ist längst geschehen," erwiederte der Schulze wegwerfend und kehrte dem Plauderer verächtlich den Rücken zu. „Schon seit acht Tagen stehen jede Nacht mehrere

Ortsnachbarn abwechselnd auf der Wache, das Betteln hab' ich strengstens verboten und alles Gesindel ausgewiesen. Wer die ganze Zeit über nicht geschlafen hat, sag' ich, muß das gesehen haben."

Der Pfleger biß sich auf die Lippen und zwinkerte mit den Augen, was immer geschah, wenn er einen Geniestreich vollbracht hatte. Der bestohlene Schuhmacher aber glaubte, vor Allem verrathen zu müssen, was ihm sein Weib als das Beste angelernt hatte und ließ sich also vernehmen: „Unsere Sachen können doch nicht spurlos von der Welt verschwunden sein, so viel steht fest. Also muß eine Haussuchung vorgenommen werden, eine gründliche, im ganzen Dorf, von Gerichts wegen, und dann wird man schon sehen."

„Als Vorstand hab' ich gestern dem Gericht meine Anzeige gemacht," erklärte der Schulze trocken und verhehlte seinen Unwillen über des Schusters Vorschlag durchaus nicht. „Die Herren werden morgen oder übermorgen kommen, Haussuchung halten, Nichts finden und wieder heimgehen. Ein paar lange Protokolle, und der Dieb treibt nach wie vor sein Handwerk. Ich hab' Nichts dagegen, sag' ich, dafür ist das Gericht da, aber . . ."

Er schwieg behutsam und Jeder konnte denken, was ihm beliebte. „Nein, Männer," fuhr er nach kurzer Pause energisch fort, „wir müssen uns selbst helfen, sag' ich, der Vorsteher und die Gemeinde mitsamm'."

„Der Ansicht bin ich auch," meinte der Wagner. „Das Allerklügste wird sein, wir setzen eine Belohnung, eine Prämie auf den Kopf des Diebes. Wer ihn einbringt, erhält sie. Wir steuern zusammen, so etliche dreißig Gulden werden wir bald haben. Paßt auf, das hilft."

„Bei Gensdarmen, ja," versetzte Steffen ruhig. „Bei Bürgern und Ortsnachbarn aber, die mit so viel Hunderten und Tausenden betheiligt sind, als Du Gulden sammeln willst, bedarf's keines Spornes. Sie thun ihre Schuldigkeit auch ohne diese Bagatellgeschichte."

„Nein, wir machen es umgekehrt," rief jetzt der Pfleger pfiffig, um seine Weisheit recht eclatant zu zeigen. „Wir sparen unser Geld und versprechen dem Diebe, wenn er sich freiwillig stellt, volle Straffreiheit. Den Anschlag an's Brett und er erfährt's schon."

„So — so?" fragte der Schulze gedehnt, „und das Gericht!"

„Abgesehen davon," meinte Steffen lachend, „haltet Ihr denn diesen Dieb wirklich für so einfältig, Herr Pfleger, als Ihr vorschlagt? Dann hätte er, bei Gott, den Galgen wegen seiner Dummheit verdient."

„Steffen hat ganz Recht," meinte der Riegerbauer, eine hochbetagte Gestalt. „Nein, nein, ich calculire ganz anders. Wir müssen dem Cujon mit denselben Mitteln zu Leibe gehen, womit er uns prellt — mit List. Ich will Euch einen Plan machen. Laßt irgend ein kostbares,

verlockendes Ding, ein paar Ringe, silberne Knöpfe, eine Uhr oder so etwas wie aus Zufall verloren gehen, stellt alsdann ein paar verschlagene Köpfe Tag und Nacht in einen Hinterhalt, grabt dazu eine starke Fuchsfalle in den Boden, oder legt verborgen einen Selbstschuß! Der Dieb wird der köstlichen Lockspeise nicht entgehen. Er schleicht an, wird ertappt, fangt sich oder erschießt sich selbst. Das hilft, Männer!"

„Hm — hm!" meinte der Schulze, streckte sein Haupt und räusperte vernehmlich, weil er im Augenblicke nichts Besseres zu sagen wußte.

„Und wie dann," fragte Steffen mit schlauem Lächeln den Riegerbauern, „wenn dem Diebe unsere ganze Berathung Wort für Wort hinterbracht wird? Glaubt mir, dieser schlaue Fuchs hat seine Horcher, Helfer und Hehler überall."

„Richtig, Steffen, ganz richtig!" platzte der Schuhmacher offen heraus. „Ja, wer kann denn wissen, ob der Hallunke nicht mitten unter uns steht? Ich traue gar Niemand, ich traue meinem eigenen Bruder nicht mehr."

Ein wahrer Tumult brach bei diesen Worten gegen den argwöhnischen Schuster los, denn Jeder hielt die Rede auf sich gemünzt und Jeder drängte heran, den Sprecher im Nothfalle mit der Faust eines Besseren zu belehren.

„Still, Männer, still!" commandirte der Schulze

dazwischen und hatte mit den Gemeindebevollmächtigten ordentlich zu thun, die Ruhe wiederherzustellen.

„So hab' ich's ja nicht gemeint," erklärte Steffen; „übrigens Helfershelfer oder keine — was wir in dieser Rathsstube ausmachen, ist lauter leeres Stroh gedroschen. Jeder plaudert's, wenn er heimkommt, seinem Weibe aus, und dann — gute Nacht, Geheimniß!"

„Daher gehört's aber," prellte der Schulze heftig hervor. „Der Vorsteher und die Gemeinde . . ."

„Hab' ja Nichts dagegen," versicherte Steffen mit dem gleichen, spöttischen Ton, „aber der Vorsteher und die Gemeinde fangen den Dieb nicht."

„Gut," sprach der Schmied und näherte sich Steffen, wobei sein finsteres Gesicht um keine Linie freundlicher wurde. „Ich habe bis jetzt geschwiegen und nur gehört, daß Du alle Vorschläge rundweg abgesprochen hast. Jetzt sag' mir aufrichtig, Freund, wofür stimmst denn Du?"

„Hm — ja wohl," meinte der Schulze und rieb sich leise die Hände, als halte er absichtlich seinen klugen Rath recht lange zurück und könne das Schweigen kaum mehr verwinden.

„Nun, Freund?"

„Ich stimme für List," antwortete Steffen nach kurzem Bedenken, „für List gleich dem alten Riegerbauern, aber — Einer muß sie ausdenken und ausführen oder höchstens ein paar vertraute Männer."

„Das war mein Vorschlag auch," fuhr jetzt der

Schulze heraus und starrte den Bauern wie ärgerlich, daß ihm ein Anderer zuvorgekommen, in die Augen. Kein Mensch glaubte dem verschlagenen Heuchler, aber der Schein war gerettet.

„Ei, Herr Vorsteher, so führen Sie das Ding aus!" mahnte Steffen voll Hohn; „sorgen Sie einmal als Vater für die Gemeinde."

„In ernsten Dingen stelle ich meinen Mann," betheuerte dieser ruhig und voll Selbstbewußtsein, „das weiß die Gemeinde und das Gericht. In Listen bin ich ein Schaf."

„Mag sein und bleiben in alle Ewigkeit," versetzte unwillig der Schmied, dem seine gestohlenen Schweine keine Ruhe ließen. „Mit Gefasel und leeren Worten wird mir nicht geholfen."

„So!" versetzte der Schulze protzig; „der Ortsvorstand wird doch noch reden dürfen? Von denen da hilft Euch so wie so Keiner."

Die Bauern schossen grimmige Blicke ob dieser Frechheit und schwiegen. Steffen aber trat plötzlich vor des Schulzen Tisch und erklärte laut: „Ich helfe. In vierzehn Tagen ist der Dieb gefangen, oder Ihr sollt mich einen Tölpel und Aufschneider schimpfen, so lange ich lebe."

„Bravo!" stürmten Alle zusammen und der Schmied fiel seinem Freunde um den Hals und jubelte laut auf:

„Bravo, alter Freund und Schulkamerad! Du läßt mich nicht im Stiche. Wenn Einer Sinn und Witz für ein solches Capitalhexenstück im Kopfe hat, so bist Du's. Und gelingt's nicht und es will Dich Einer necken, so . . ." Der Cyklope schwang die schwarzen, riesigen Fäuste, und die Bauern verstanden prächtig, was das zu bedeuten hatte. Selbst der Schulze wich zurück und die zwei Jugendfreunde verließen Arm in Arm die Rathsstube.

Zwei bis drei Tage verflossen in Ruhe; dann aber wurden in rascher Folge mehrere Bauern, darunter der Vorsteher und selbst der Diebsbanner Steffen mit so unerhörter Frechheit ausgeplündert und die Diebe waren abermals so spurlos verschwunden, daß das ganze Dorf in eine wirklich fieberhafte Aufregung gerieth und fast jede Arbeit ruhte. Die Bauern, Knechte und Mägde ließen auf den Feldern und Wiesen Pflug, Egge, Sensen, Sichel und Spaten ruhen und trieben dafür um so eifriger „Diebsstudien". Da und dort standen den ganzen Tag über kleine Gruppen beisammen und erzählten sich die „Morithaten" mit stets neuen Lügen und neuen Ungeheuerlichkeiten, die natürlich alle für baare Münze genommen wurden. Mit Unruhe und Besorgniß nahmen die Familien zu Hause ihren Imbiß, unwirsch und voll Mißtrauen gegen einander die Männer ihren Abendtrunk, und an einen friedlichen, erquickenden Schlummer war nicht mehr zu denken. Nur Meister Steffen blieb ge-

faßt, ernst und ruhig trotz mancher empfindlichen Stichelrede, die sein Ohr traf. Er umschlich unbemerkt zu jeder Stunde des Tages und der Nacht das Dorf, wich vorsichtig jeder Gesellschaft und noch vorsichtiger jeder Frage über sein Vorhaben aus. Dieser Bann traf sogar sein Weib. Verone, die sich so viel darauf zu gut that, gegen alle Weiberart schon manches Geheimniß trefflich bewahrt zu haben, mußte nun Alles aus zweiter oder dritter Hand von den Nachbarn erfahren, und fühlte sich darum ungemein zurückgesetzt. Freilich ein kurioses Mittel, das durch die verhängnißvolle Wasserpartie getrübte Herzensverständniß wiederherzustellen. Die Kluft wurde immer weiter und tiefer und die gekränkte Verone trug nicht wenig dazu bei. Manchmal nämlich stand Steffen, der bis jetzt noch keine Spur von dem Diebe entdeckt hatte, nahe daran, seiner Frau Alles zu beichten und im Vertrauen selbst zur Weiberlist seine Zuflucht zu nehmen, doch ein gewisses, ihm selbst unerklärliches, kaltes, gemessenes Wesen seiner Ehehälfte schreckte ihn stets wieder zurück. Wohl war sie freundlich, besorgt, aufmerksam, ja noch viel aufmerksamer als sonst, aber es war nicht jene seelenvolle Freundlichkeit, wie in früheren Tagen, nicht jene zutrauensvolle Herzlichkeit, die aus dem klaren Borne eines liebenden Herzens entspringt, wie lichte Sonnenblicke aus den Augen leuchtet und mächtig zündet, wo ihr Strahl auf gleiche Gefühle trifft. Nein, ihr ganzes Wesen war nur ein kaltes, schön übertünchtes,

künstliches Gitter, hinter dem sich Verdruß und gekränkte Liebe zu bergen suchten.

Jetzt fühlte der Hausvater vielleicht zum ersten Mal, daß so ein kleiner Vermittler, ein pausbackiges Knäblein oder Mägdelein, in ihrer Ehe fehlte, welches mit seinem unschuldigen Gekose die entzweiten Herzen der Eltern wieder in harmonischen Einklang gebracht hätte. Kam sonst die Rede auf diesen Uebelstand, hatte Steffen höchstens ein Lächeln, einen Scherz auf den Lippen, während Verone manche bittere Thräne darüber vergoß. „Kinder!“ pflegte er leichthin zu trösten, „nun ja, Kinder machen manche Freude, aber für jede Freude zehntausend Sorgen und Schmerzen. Wer lebt so behaglich und sorgenfrei im ganzen Dorfe, wie wir? So ein paar kleine Schreihälse, und mancher fette Bissen, manches gute Tröpflein“ — er schnalzte herzhaft mit der Zunge — „fiele von selbst weg.“

Das wäre freilich schlimm gewesen, denn die „guten Tröpflein“ waren Maier's schwache Seite. Er ließ es zwar nicht gelten und noch weniger vor der Welt blicken, aber er trank — trank heimlich, trank viel und gut und hatte stets seine Vorräthe im Keller. Die Wenigsten im Dorfe mochten das ahnen. Der Dieb, der verflixte Dieb kannte sich besser aus und hatte dem guten Mann, der ihn fangen wollte, zwei Fäßchen Wein aus dem Keller geholt, und aus Hohn einen alten, zerbrochenen Wasserkrug an ihren Platz gestellt.

Um so mehr mußte der Feinschmecker erstaunen, als er nach mehreren Tagen in den Keller stieg, um mit wehmüthiger Erinnerung die Stelle zu sondiren, wo seine Fäßchen gelegen, und den ganzen Platz dicht mit Flaschen gespickt fand. Die vorderste am Halse packen, entpfropfen, das köstliche Naß probiren und behaglich mit der Zunge schnalzen, war ein Gedanke. „Das hat Verone gethan," lächelte er. „Sonst war sie so dagegen und jetzt — — sie möchte gern Frieden. Langsam, Steffen, langsam! Villeicht wird die Mixtur repetirt."

Von nun an war Steffen nichts lieber, als allein zu Hause zu bleiben. Regelmäßig stieg er dann in den Keller, brach ein paar Flaschen den Hals und legte sie geleert wieder an ihren Platz, in der süßen Hoffnung, Verone werde für ihre Wiedergeburt sorgen. Deshalb war er auch nicht ungehalten, sondern lächelte nur verstohlen, als seine Frau am nächsten Sonntag nach der Vesper bemerkte, sie wolle sich einer kleinen Wallfahrt anschließen, die zum Bergkreuz ziehe, um vom Himmel Regen zu erbitten. „Es gehen auch Männer mit," meinte sie noch unter der Thüre.

Steffen stellte sich, als habe er diese Bemerkung nicht gehört und ließ Verone ohne Antwort scheiden. Noch keine fünf Minuten aber hatte sich die Thüre hinter ihr geschlossen, so suchte er den Kellerschlüssel, stieg leise vor sich hinpfeifend in das untere Geschoß, sperrte die Kellerthüre auf, schlüpfte hinein und schob sie ohne

Geräusch wieder hinter sich zu. „Das Schwarzfleisch und Kraut war heute zu scharf — es brennt verdammt," sprach er entschuldigend zu sich selbst, holte ein paar Flaschen herbei, brachte aus einer dunklen Nische ein Gläschen hervor, postirte sich auf ein leeres Faß und ließ sich's trotz der zweifelhaften Beleuchtung trefflich munden. Nur das Kellerloch, welches auf die Straße ging und mit einem eisernen Gitter bewehrt war, warf ein dämmeriges Licht hinein. Endlich hatte er seinen Durst gestillt und einen guten Theil darüber, räumte nothdürftig wieder auf und wollte auf den Fußspitzen zum Keller hinausschleichen. Pah! — die Thüre war verschlossen. Er rüttelte erst leise, dann kräftig — umsonst. Er untersuchte das Schloß näher, es war zweimal abgesperrt, der Schlüssel fort, so daß er ungenirt durch das Schlüsselloch hinauslugen konnte. Alles war still und ruhig. „Ein schlechter Witz," brummte er. „Wer zugesperrt hat, mag wieder öffnen. Ich habe Zeit."

Mit diesen Worten holte er noch eine Flasche, postirte sich wieder auf sein Faß und trank unter leisem Singen und Pfeifen weiter. Es wollte aber durchaus nicht mehr munden wie vorher. Halb aus Langeweile, halb aus Verdruß, holte er noch eine und noch eine, bis er im Oberhause eine merkwürdige Hitze und im Untergestell ein verdächtiges, unsicheres Schwanken verspürte. Mehrmals schlich er inzwischen nach der Thüre, horchte, rüttelte und lugte durch das Schlüsselloch.

Stunden vergingen und keine Seele ließ sich hören. Plötzlich fuhr er sich mit der Hand über die glühende Stirne und sann einen Augenblick nach. „Das hat meine Verone gethan," murmelte er leise vor sich hin. „Der Wein war die Lockspeise. Rache, pure Rache! Sie hat mich absichtlich eingesperrt, sie will mir das unfreiwillige Bad einträuken, sie will meinen „stillen Trunk" dem Spotte des Dorfes preisgeben. Halt, Weibele, halt! Die Freude soll Dir nicht werden, mich bei der Heimkehr noch eingesperrt zu finden."

Der Gefangene probirte es, an den unbehauenen Mauersteinen zum Kellerloch hinaufzuklettern. Es wollte nicht gehen. Seine Hände griffen nicht stark genug ein, der Körper schwankte zu unsicher, zu schwerfällig und seine Füße zitterten und rutschten beim Einsetzen. Zwei-, dreimal fiel er halbwegs wieder herab. Voll Ingrimm setzte er noch einmal an. Jetzt gelang es. Mit dem Aufgebot aller Kraft und unter tiefem Stöhnen erreichte er die Gitterstange, konnte sie mit der Hand umklammern und sich hinaufziehen. Draußen standen zwei Mägde in traulichem Geplauder, beide die vollen Wassereimer in den Händen. „Pst! — pst!" machte Steffen leise. „Pst, laßt mich heraus!"

Die Dirnen schracken zusammen, wie vom Blitze getroffen, ein jäher Aufschrei — sie schleuderten die Eimer weg und stürmten fort nach den nächsten Häusern.

Laut hallte ihr Geschrei durch das Dorf: „Zu Hilf'! — Zu Hilf'! Der Dieb — der Dieb!"

Steffen konnte sich nicht länger am Gitter halten. Seine Kraft ließ nach, Hände und Füße glitten zugleich aus, er rumpelte hinab, fiel schlecht auf und verstauchte sich den linken Fuß. Wie betäubt lag er eine Zeit lang am Boden. Erst nach mehreren Minuten konnte er sich wieder erheben, einen stechenden Schmerz im Fuße, der ihn kaum auftreten ließ. Doch was ist das? Trotz des Dämmerlichtes hat sich der Keller förmlich verdunkelt. Droben am Kellerloch schieben bunte Gestalten hin und her, ein Kopf verdrängt den andern und fast kein Lichtstrahl dringt mehr herein. Dazu ein wirres, lärmendes Getöse, das von Minute zu Minute steigt, lautes Fragen und Schreien dazwischen, gellendes Lachen, Drohungen, schreckliche Flüche und ein wildes, verworrenes Hin- und Herrufen, daß keine Silbe zu verstehen ist.

„Der Dieb — der Dieb ist's, Leute!" überschreit der Meister Riese alle Andern. „Steffen hat ihn in seinem Keller gefangen, wie eine Maus in der Falle."

„Achtung, Achtung!" commandirt ein Zweiter; „das Haus umstellt, Leute! Aufgeschaut — Achtung! Lebendig soll er uns nicht entwischen."

„Zurück, Männer, zurück!" drängt sich jetzt der Schmied-Jacob zwischen hindurch und schiebt mit Riesenkraft die Neugierigen vom Kellerloch hinweg. „Bist drunten, Bestie, bist drunten!" ruft er wüthend hinab,

ohne im Dunkeln auch nur das Geringste erkennen zu können, und rüttelt vergeblich an den starken Eisenstangen. „Bist drunten? — Wart', wart', ich treib' dich heraus!" Er stürmt fort und zwanzig Andere wollen zugleich seinen Platz einnehmen.

Im Anfange konnte Steffen über den Aufruhr lachen. Er stellte sich ruhig in eine finstere Ecke, in der sichern Hoffnung, der Sturm werde sich bald wieder verlaufen. Zudem wollte er sich um keinen Preis als ein von seiner Frau eingesperrter Trinker vor dem ganzen Dorfe manifestiren. Diesmal aber täuschte ihn seine Berechnung.

„Heraus, heraus!" lärmte es droben wild durch einander und Alle schoben mit Gewalt vorwärts.

„Zurück, zurück!" zeterte der Schneider dagegen. „Jeder Dieb führt Messer und Pistolen. Ein Blitz, ein Schlag, und Ihr seid Kinder des Todes."

Entsetzt prallten die Vordern zurück. „Heraus, heraus!" brüllten die Hintern und drängten mit den in der Eile aufgerafften Stangen und Wehren vorwärts.

„Zurück!" befahl der Schneider auf's Neue. „Steine her — schafft Steine! Wir feuern hinab. Er muß sich regen. Steine — Steine!"

Rasch reichten die Hinterleute Steine und die Vordern bombardirten damit nach allen Richtungen in den Keller hinab. Bald klirrten die Flaschen, der Wein spritzte nach allen Seiten, die Vorrathskrüge und Häfen der Frau Verone wurden zerschmettert, und selbst die

Fässer und Kufen brachen krachend zusammen. Steffen konnte kaum mehr ausweichen, die Steine schlugen prasselnd überall ein, er hüpfte auf einem Fuße hin und her, suchte behend jeden Wurf zu pariren, bog und krümmte sich und doch trug sein Körper Beulen genug davon. „Halt, halt!" rief er endlich in seiner größten Noth und mühsam keuchend hinauf. „Ihr bringt mich ja um. Ich bin's — ich!"

„Hört, hört!" jubelte der Schuhmacher, der Thätigsten Einer. „Der Vogel pfeift schon. D'rauf!"

„D'rauf, d'rauf!" brüllten die Andern nach und hageldicht sausten die Steine nieder.

Auf einmal erhebt sich ein wahres, hundertstimmiges Kriegsgeheul. Man hört Räder knarren und Eimer klappern. „Platz — Platz!" rufen wohl zwanzig Stimmen zugleich. „Hurrah, der Seppel bringt die Spritze! Wasser her — Wasser!"

Und wirklich schiebt der Wagner mit seinen Gesellen die Handspritze der Gemeinde herbei, welche für Feuersgefahr in seinem Schuppen aufbewahrt wird. Alles schleppt Wasser, ein paar Männer pumpen, der Wagner dirigirt am Kellerloch den Schlauch und zisch — zisch! spritzen die Strahlen armsdick und mit fürchterlicher Gewalt in das Dunkel hinab. Steffen vergißt den stechenden Schmerz in seinem Fuße, der zischende Strahl jagt ihn wie ein Windspiel, hastig und voll Angst setzt er hin und her, um dem scheußlichen Bade zu entgehen,

und scheucht athemlos von einer Ecke in die andere. „Ich bin's, Sepp, ich bin's!“ ruft er endlich mit der ganzen Kraft der Verzweiflung dem Spritzenmann hinauf.

„Ich auch,“ johlt dieser herab, richtet seinen Schlauch nach der Stimme, ein dumpfer, schwerer Platsch, Steffen schlägt förmlich ein Rad, stürzt, von dem Strahle getroffen, halb ohnmächtig zusammen und die Wasser brausen tosend auf ihn nieder.

„Er regt sich nicht mehr,“ jubelt jetzt der Wagner und zieht seinen Schlauch zurück.

„Brechen wir unten die Thüre auf!“ schlägt der Schuhmacher geschäftig vor. „Das Galgengesicht hat von innen abgesperrt.“

„Langsam, langsam!“ wehrt Sepp heftig und wirft seinen Schlauch auf die Spritze. „Hurrah — seht den Schmied! Ha, ha, ha! — der macht ihn wieder lebendig.“

Und wirklich kommt dieser daher, die Arme hoch aufgeschürzt, die Brust offen, die buschigen Haare gesträubt, schweißtriefend, eine lange, mächtige Eisenstange in den Fäusten, bis zur Hälfte rothglühend, die bei jedem Schwunge zischt und knisternd Funken sprüht. Keuchend, athemlos stürzt er auf die Knie, und stößt seine Stange mit ganzer Wucht in den Keller hinab. „Puh, Bestie, puh! Wie schmeckt das Schwein? Puh, Bestie, jetzt kommt der Zahnstocher! Jetzt — jetzt — er regt sich. Wart', Bestie!“

„Barmherzigkeit!“ stöhnt's von unten schwach und kläglich. „Um Gottes willen, Jacob, ich bin's.“

In diesem Momente sieht sich der Schmied gewaltsam zurückgerissen. Die Stange stößt an das Gitter, entgleitet seinen Händen und stürzt in den Keller. Wüthend springt er auf und sieht — in das starre, dunkle Auge, in das todtenbleiche Gesicht der Frau Verone. „Mord — Mord! Mein Mann ist's,“ keucht diese händeringend, während die andern Wallfahrer, die so eben mit ihr heimgekehrt sind, nachstürmen und mit tausend Fragen dazwischen drängen. Verone stößt den verdutzten Schmied bei Seite, springt in das Haus, die Stiege hinab und der Wagner-Sepp mit mehreren Männern ihr nach. Die Kellerthüre ist gesperrt. Einen Augenblick steht sie unentschlossen, langt dann rasch nach dem Boden und zieht den Schlüssel unter zerstreutem Stroh hervor, worin sie ihn selbst verborgen hat. Bebend an allen Gliedern vor Schrecken und Aufregung, mit zitternder Hand sperrt sie hastig auf.

Welch' ein Anblick! Der Hausherr lag zerschunden, über und über besudelt, geschürft, mit Brand- und Blutflecken bedeckt, wie leblos in einer tiefen Lache von Wasser und Schmutz. Steine von allen Größen und Formen lugten aus der dunklen Suppe und dazwischen schwammen Gläser, Scherben und Bretter. Schnell hoben die Männer den Ohnmächtigen auf, trugen ihn hinaus in den Hof und legten ihn dort auf ein großes Tuch,

während sich Verone im tiefsten Schmerze und Jammer an seiner Seite niederwarf, seine Schläfe rieb und ihn mit Thränen und Küssen bedeckte. Die Weiber standen weinend, voll Mitleid und Bedauern ringsum, die Männer in scheuer Entfernung abseits. Den Einen hämmerte gewaltig das Herz ob der schlimmen Folgen, die zu befürchten standen, die Andern sahen verblüfft und voller Zweifel vor sich hin. Sie wußten nicht, war es wirklich der Meister Steffen und hatte ihn der Dieb in seinen eigenen Keller gesperrt, oder war es trotzdem der gefeite Spitzbube und hatte, um zu entwischen, nur die Gestalt des Meister Steffen angenommen. Nur der bucklige Meister Riese war guter Dinge und unverschämt wie immer. Bald grinste er den Bauern frech lachend in's Gesicht, bald trippelte er um den Bewußtlosen, schnalzte lustig mit den Fingern und fragte spöttisch, ob er noch nicht bald ausgeschlafen habe. Endlich schlägt Steffen mit einem tiefen Seufzer die Augen auf und sieht sich groß und befremdet um. Der Schneider gewahrt es, beugt sich hinab, verzieht seine höhnische Fratze zu einem teuflischen Lachen und flüstert: „He, Meister, habt Ihr den Dieb?"

„Ja," haucht dieser kaum hörbar, umklammert den Buckel und hält mit Aufbietung der letzten Kraft den zappelnden Schneider fest, „Halt — halt!" stöhnt er ängstlich. „Helft — haltet! — der ist's!"

Mit einem Schlage fährt Leben in die Bauern.

Sie wollen das gethane Unrecht wieder gut machen, stürzen wie Geier auf den Schneider, schlagen ihn unbarmherzig zu Boden und binden ihm Hände und Füße.

„O verwünscht!" ruft bei diesem Auftritt im ersten Schrecken ein altes Weib und schüttelt drohend den dürren Knochenarm gegen den Gefesselten. In demselben Augenblicke sieht sie sich gepackt und gleichfalls gebunden. Es ist die Base des kleinen Meisters, eine alte Wetterhexe, die den Bauernweibern hinter dem Rücken ihrer Männer Bänder und Spitzen, Kaffee und Naschereien in's Haus schmuggelt, Heirathen kuppelt, Karten schlägt und sonst treibt, was ohne Schwielen und Schweiß Geld bringt. Unwillkürlich sehen sich jetzt die Bauern nach dem Buben der Alten um, einem hoffnungsvollen, vagirenden Schlossergesellen, der seit etlichen Wochen von der Fremde heimgekehrt ist. Doch dieser hält es für gerathener, flüchtig um die nächste Ecke zu biegen und sich im Geschwindschritt auf Nimmerwiedersehen zu empfehlen. Inzwischen zappelt der Schneider am Boden, zetert und heult, flucht lästerlich und verwünscht das ganze Dorf viele hundert Klafter tief. Ein paar derbe Rippenstöße und Fußtritte machen ihn still, aber seine Lippen bewegen sich in stillem Grimme fort und seine grünen Augen stechen mit fürchterlicher Wuth nach Meister Steffen, der sich, auf die weinende Verone gestützt, allmälig aufgerichtet hat.

Indeß trat auch der Schulze herzu, ernst und würde-

voll wie immer. Nur die Aeuglein waren klein und etwas trüb, denn er hatte den ganzen, schönen Spectakel auf süß duftendem Heu verschlafen.

„Lassen Sie mich los, Herr Vorsteher!" winselte das Schneiderlein demüthig. „Sie sind klüger und weiser als alle diese Stockfische. Sie müssen mit Ihrem Scharfblicke meine Unschuld einsehen. O lassen Sie mich . . ."

„Still!" gebot der Schulze und ließ sich zum ersten Mal in seinem Leben nicht durch Schmeicheleien berücken. „Meister Steffen, sagt mir offen, worauf gründet Ihr Euren Verdacht?"

„Dort, dort!" sprach dieser schwach, aber heftig, und zeigte nach der Brust des Schneiders. „Dort — die Weste — der Mittelknopf fehlt, ein Stück Faden hängt noch am Zeuge. Hier ist das andere Trumm" — er langte mühsam in die Tasche, — „es paßt — hier der Knopf. Beides fand ich im Keller, wo meine gestohlenen Fässer gelegen. Beim Heben hat sich der Buckel den Knopf ausgesprengt. Schon acht Tage suche ich nach dem Fleckchen, wo er hingehört. Dort, dort — er ist's! Die Alte hat ihn und sich selbst verrathen. Haltet Haussuchung!"

Ein tausendstimmiges Jubel- und Freudengeschrei der Bauern hallte durch die Luft, die Alte heulte gellend dazu und versuchte vergebens loszukommen, der Schneider schäumte vor Wuth und spuckte seinen Geifer giftig

nach Steffen, der sich auf sein Bett bringen ließ. Fort zogen die Haufen, den Vorsteher voran, zur Haussuchung, die Gefangenen in der Mitte. Bei der Wetterhexe, deren Hütte zuerst beehrt wurde, fand sich nichts als eine Partie falscher Schlüssel, Dietriche und Brechhacken; im Keller des Meisters Riese aber, künstlich mit ausgewachsenen Kartoffeln bedeckt, die gestohlene Beute sammt und sonders. Die saubere Verwandtschaft kam hinter Schloß und Riegel und auch der würdige Schlossergeselle lief den Gensdarmen noch rechtzeitig genug in die Hände.

Meister Steffen hatte ein paar Wochen zu thun, bis er sich wieder vollständig erholt hatte, und Zeit genug, sich mit seinem reuigen Weibe von Grund des Herzens zu versöhnen. Dabei nahm er sich heilig vor, nie mehr eine achtbare Frau zu kränken, und meine freundlichen Leser dürfen mir glauben, daß er redlich Wort hielt. —

Auf Leben und Tod.

I.

„Freund, da hilft kein Widerstreben“
— Also schallt es rings mir zu —
„Willst du mit der Zeit nicht leben,
Glaub', umsonst nur lebtest du.

Soll man dich nicht fallen lassen,
Stimme deine Saiten um;
Wie man 's liebt, so mußt du's fassen,
Besser vorlaut sein, als stumm.“

J. G. Seidl.

„Ich habe Alles liegen und stehen lassen, Männer, — Alles, den ganzen Brand, und wenn er zu Grunde geht — zwölf herrliche Wappenköpfe, einer schöner als der andere, alle bestellt, unter Brüdern ihre dreißig Thaler werth. Der verdammte Schulmeister! Das hat er mir wieder mit Fleiß gethan, der durchtriebene Cujon!“

In diese heftigen Worte brach keuchend ein kleiner, hagerer, beweglicher Herr aus, indem er auf dem Wege zwei Vorgänger einholte, die nicht weniger Eile als er selbst zu haben schienen. Kein Wunder! Die große Glocke summte in einzelnen, gebrochenen Tönen durch das Dorf, zum Zeichen, daß sich sämmtliche Ortsnachbarn

sofort zu einer Gemeinde-Versammlung im Schulhause einzufinden hatten.

„Die Canaille!" zischelte der Kleine im Verschnaufen nochmals, rückte zum Gruße die verschossene Sammtkappe an dem ovalen, weit vorstehenden Schilde und zog den hellgrünen, glänzenden Lastingrock zusammen. Die lebhaften, stechenden Augen flogen dabei prüfend von Gesicht zu Gesicht, die fleischlosen Finger verriethen ein leichtes Zittern. In dem schmalen, gelblichen Gesichte prägte sich eine Zähigkeit und Verbissenheit aus, der die schmalen Lippen, die eingezogenen Mundwinkel und die breiten, weißen Zähne, die bei jedem Worte vortraten und selbst seinem Lachen etwas Drohendes gaben, noch mehr Ausdruck verliehen. Diese Zähne, welche im Eifer des Gespräches oft hörbar zusammenschlugen, schienen wirklich eher zu brechen, als den Gegner, welchen sie einmal erfaßt hatten, loszulassen.

Der heftige Patron schrieb sich Julius Hochgesang, seines Zeichens ein Künstler, ein Maler. Er wohnt seit Jahren in dem Spessartdorfe und hat mit seiner Hand eine robuste, vermögende Bauerntochter beglückt, die sich auf den „Herrn" nicht wenig zu gut thut. Indessen war die ideale Künstlerliebe zu dem schlichten Landmädchen, dessen Schönheitssinn möglichst bunte, grelle Farben über Alles schätzte, nicht ohne Speculation. Die Frau betrieb nämlich außer der Sorge für Haus und Kinder auf ihrem Erbtheil eine kleine Oeconomie, die

im äußersten Falle gegen die Noth schützte. Die ausschließliche Kunst Hochgesang's bestand darin, Wappen, Figuren und Landschaften auf Pfeifenköpfe zu malen, die damals von den Rauchern sehr gesucht waren und gut bezahlt wurden.

Der eine der beiden Männer, welche der Maler einholte, in staubigem, hechtgrauem Gewand, blieb einen Augenblick stehen, stützte den schweren Körper auf den eisenbeschlagenen Stock und lachte aus vollem Herzen über dessen Ingrimm, daß die vollen, hochrothen Wangen zitterten und im Sonnenschein glänzten. „Na, na!" rief er und sein Lachen schlug in ein heiseres Keuchen um, — „das ist zu drollig. Der Herr Maler hat's immer und immer mit dem Schulmeister zu thun. Diesmal klappert ein anderes Rad, Herr! Ein Wartbote ist da vom Landgericht — wir zahlen Tag für Tag zwei Thaler, bis der Bericht über die Kriegsentschädigung vorgelegt ist."

„Ein anderes Rad — so?" fragte der Maler spitzig dagegen. „Ich gebe Euch zu, Herr Müllermeister Imhof, daß Ihr der schwerste Mann im ganzen Grunde seid, der schwerste Mann an Leib und an Geld, und daß Ihr die Mütze zu nehmen versteht, wie kein Anderer; aber den Mahlgang kenne ich besser. Der Bericht läge schon seit drei Wochen vor, wenn der Schulmeister den Bauern einen Kreuzer gönnte. Nein, nein! — ich sage Euch, der Landrichter da draußen, dieser brutale Land-

vogt, und der Schulmeister, sein getreuer Leibknappe, und auch dieser neugescheidte Kaplan blasen zusammen in ein Horn. Sie wollen den Bauern die Hände binden, die Zunge knebeln und die Luft lothweise zumessen. Soll ich Euch den Mahlgang erklären, den die Sache ging? — Die Geschichte wird hingeschleppt bis zum äußersten Termin. Da kommt plötzlich ein Wartbote. Der Schulmeister hat den rechten Tag, die Stunde ausspionirt, die Leute sind auf dem Felde, der Maler hat seine Wappenköpfe im Feuer. Jetzt führt er natürlich in der Gemeinde-Versammlung das große Wort, bearbeitet die paar Gimpel, welche erscheinen, der Schulze betet nach und plautsch! — ist die ganze Entschädigung so gut wie in's Wasser gefallen. Der Bericht wird geschlossen und unterschrieben, die Abwesenden als zustimmend angesehen und wer sich das nicht gefallen lassen will, kann hintennach klagen und prozessen, so lange er Lust hat. He, nicht?"

Der Maler hatte sich ganz außer Athem gesprochen und stieß das dritte Glied der Gesellschaft, an das die letzten Worte speciell gerichtet waren, mit dem Arme. Der Mann verneinte einfach mit dem Haupte, ohne den Blick vom Boden zu erheben. „Ohne meine Zustimmung und Unterschrift?" fragte er kurz. „Das wäre!"

„Warum denn nicht? Ich sage Euch, Schlosser, unter diesem landrichterlichen Rechtsverdreher und seinen Handlangern ist Alles möglich. Haben wir nicht Exempla

genug? Denkt nur an Euere eigene Concessions-Geschichte! Er gilt eben für einen strengen, tüchtigen Beamten, die Regierung steht ihm nicht ab und der Bauer zieht den Kürzern."

Der Mann antwortete abermals mit einer entschiedenen, verneinenden Kopfbewegung, ohne von seiner Ruhe zu weichen, ohne aufzusehen, ohne die auf dem Rücken gekreuzten Hände zu öffnen, welche die kleine, aber breite, gedrungene Gestalt noch strenger abschlossen. Der stets zu Boden gesenkte Blick, die vorgebeugte, nachdenkliche Haltung hatten den Rücken über seine natürliche Basis emporgeschoben. Die grauen, tiefliegenden Augen wichen, wenn sie manchmal lauernd aufblitzten, Jedem, der sie erfassen wollte, scheu aus. Die Stirne war hoch, aber Linie lief an Linie, Falte reihte sich an Falte, bis weit über die Schläfe hinab, und in der düstern Vertiefung einer jeden schien sich eine That zu bergen, welche das Licht scheute. Selbst einzelne Silberlöckchen, welche frühreif unter der Mütze sich vordrängten, und die dem Alter so viel Anziehendes und Ehrfurchtgebietendes geben, konnten für ihren Träger keine Sympathien erwecken. Es war eine jener finstern, lichtscheuen Erscheinungen, die auf den ersten Blick einen abstoßenden, unheimlichen Eindruck machen, wiewohl man ihnen nie im Leben weder auf guten, noch schlimmen Wegen begegnete. Bachmaier, ein gelernter Schlosser, hatte seit langen Jahren Hammer und Zange in die

Esse geschleudert, weil auf dem Lande, wie er behauptete, das Handwerk nicht nährt. Er trieb nun Feldbau. Es kamen zwei und drei Jahre Mißwachs. Er verfluchte die Scholle, welche dem Arbeiter nur sauern Schweiß als Lohn brachte, und verkaufte seinen Grund und Boden. Er pachtete die Gemeinde-Wirthschaft, weil ihn das Landgericht mit einer eigenen Concession unbedingt abwies. Der Pacht brachte ihm das Zapfrecht, aber auch die Verpflichtung, alles hausirende Gesindel gegen geringes Entgeld zu beherbergen. Der mit farbigen Bändern gezierte Tannenbusch über der Thüre machte ihn auch nicht reich. Es ging zusehends bergein troß des notorischen Verkehrs, welchen der Gemeindewirth mit vielen zweideutigen Individuen unterhielt. Erst der Franzosenkrieg brachte ihn auf einen grünen Zweig, wenn auch das Wie und Woher Niemand zu enträthseln vermochte.

Den Maler verdroß diese wiederholte, verneinende Bewegung. „Der Schlosser“ — so nannten ihn die Leute heute noch nach seiner Profession, — „der Schlosser weiß halt immer mehr wie andere Leute,“ warf er beleidigt hin.

„In dem Falle — ja! Ein Protokoll ohne Unterschrift bindet nicht. Es ist ein todtgebornes Kind — ich frage nichts darnach.“

„Die Absicht unseres Gegners ist glücklicher Weise für heute vereitelt, sonst sollte Euch die Zukunft eines

Besseren belehrt haben. Aber Scherz bei Seite! Wir dürfen trotzdem fest und treu zusammen helfen wie Stahl und Eisen, wenn uns der Schulmeister nicht hinunter werfen soll."

Beide nickten, offenbar mit dieser Ansicht vollkommen einverstanden.

„Das sag' ich Euch also," fuhr der Maler energisch, beinahe drohend fort, „aushalten, um keinen Heller zurückgehen, es mag biegen oder brechen!"

„Dann werden wir Herr," versicherte der Müller mit stolzem Selbstvertrauen, „die ganze Gemeinde hält zu uns."

„Und wir zu ihr!" ergänzte der Maler lebhaft. „Wenn die kleinen Bauern sehen, daß die ersten Männer fest ihr Recht und ihren Platz behaupten, so weichen sie auch nicht. Alle für Einen, Jeder für Alle — so muß es werden!" —

Die Gesellschaft hatte das Schulhaus erreicht. Mehrere Bauern, welche sich unterwegs dazu gesellt, wurden von Hochgesang flüchtig instruirt und mit entschlossenen Mienen betraten sie zusammen die Gemeinde-Stube.

Die Sitzung war bereits eröffnet. Der Ortsvorstand hatte die landgerichtliche Weisung vorgelesen. Er legte das Papier langsam und bedächtig wieder in die früheren Brüche und deponirte es auf den Tisch, an dem der Lehrer saß, seines unangenehmen Amtes als Gemeindeschreiber gewärtig. Dieser Tisch war überhaupt

nebst dem dazu gehörigen Stuhle das einzige Möbel in dem viereckigen, weiß getünchten Raume. Die Bauern standen oder lehnten an den Wänden im Halbkreise herum. Der Schulze räusperte wiederholt hart und laut, bevor er begann: „Männer, so geht's nicht! Wir müssen uns verständigen, der Wartbote ist da, und die Gemeinde zahlt am Ende mehr Strafe, als ihr die ganze Geschichte einträgt. Ihr habt's nun selber gehört: Jeder soll auf Pflicht und Gewissen angeben, was er geliefert hat oder was ihm die Kriegsvölker genommen haben, und der Herr Landrichter will alsdann dafür sorgen, daß uns die volle Kriegsentschädigung zu Theil wird."

„Das ist seine verdammte Schuldigkeit," zischelte der Maler seinem Nachbar in's Ohr, laut genug, um von Allen verstanden zu werden. „Es geht ja nicht aus seiner Tasche."

Der Schulze beachtete diese Bemerkung nicht weiter, sondern fuhr fort: „Ich schlage vor, wir nehmen noch einmal das Protokoll der letzten Sitzung her, Mann für Mann, Posten um Posten. Es wird sich schon geben. Herr Lehrer — verlesen Sie!"

Der Lehrer hatte seine Papiere bereits zurecht gelegt und begann: „Bezüglich der von Frankreich zu zahlenden Kriegsentschädigung wurden unterm Heutigen von den hiesigen Ortsnachbarn folgende Ansprüche geltend gemacht:

Ortsvorsteher Kühlwein — 200 Gulden."

„Weiter!“ ersuchte dieser mit einer gleichgültigen Handbewegung. „Jeder weiß, daß ich das Vierfache geliefert habe.“

„Maler Hochgesang für fünfzig Bund Stroh — 200 Gulden.“

„Das ist einmal zu scharf!“ platzte der Schulze heraus. „Der Bund Stroh — vier Gulden!“

„Zu scharf?“ fragte der Maler, sich vordrängend. „Die Soldaten rissen mir den letzten Bund Stroh aus der Scheune, und ich konnte um keinen Preis ein anderes bekommen. Ich rufe die ganze Gemeinde zum Zeugen auf.“

„Sagen wir hundert Gulden,‘ schlug der Lehrer begütigend vor. „Es ist immer noch ein respectables Geschäft.“

„Keinen Heller weniger! Entweder 200 Gulden oder nichts!“

„Das Letztere dürfte jedenfalls eintreffen,“ bemerkte der Lehrer gelassen. „Allein abgesehen davon, das ganze Postulat klingt wie blanker Hohn gegen das Gericht und kann in den Augen des Herrn Landrichters auf die nachfolgenden Positionen ein sehr schlechtes Licht werfen. Ich würde daher rathen . . . .“

„Ich rathe mir schon selbst,“ fiel ihm der Maler heftig in die Rede. „Der Landrichter liegt auf Eiderdunen. Was weiß denn der, wie es einem armen Teufel thut, wenn er kein Stroh mehr hat?“

Die Bauern lachten und nickten dem Sprecher beifällig zu. Der Schulze rieb sich gedankenvoll die kahle Stirne, ohne zu einem Entschlusse zu kommen. Der Lehrer schrieb die Forderung nieder und fuhr fort:

„Gastgeber Bachmaier für die als Gemeindewirth überhaupt geleistete Fourage — 800 Gulden."

„Auch gesalzen!" brummte der Schulze und wandte sich unmuthig nach der Wand.

Der Gastgeber trat aus der Reihe und erklärte, ohne aufzublicken, ohne eine Miene zu verziehen: „Ich habe mich das letzte Mal geirrt. Meine Frau stellte gestern wiederholt Alles genau zusammen und fand, daß sich unser Schaden in der Wirthschaft, gering gerechnet, über tausend Gulden beläuft. So viel muß also aufgenommen werden."

Der Schulze fuhr auf den Absätzen herum und stand da, Hände und Füße gespreizt, den Mund offen, starr wie eine Bildsäule. Ueber das geistreiche Gesicht des Lehrers glitt ein feines, vielsagendes Lächeln. Der Maler rieb sich vor Vergnügen die Hände. Den einzelnen Ortsnachbarn aber sah man an den bedächtigen Mienen an, daß diese Worte gezündet hatten und sie im Stillen nachrechneten, um einen ähnlichen Verstoß in ihren Angaben herauszudifteln.

Den Ortsvorsteher warf dieses unverschämte Steigern vollständig aus dem Concept. Er stand im Begriffe, die übertriebenen Forderungen der Bauern auf

das rechte Maß zu reduciren, und statt dessen drohten sie, wenn nicht alle Anzeichen trügten, unter seinen Händen, während der Sitzung, lawinenartig anzuschwellen. Er stemmte die beiden Fäuste und auf diesen den gewichtigen Körper auf den Tisch, daß das Gestell in allen Fugen stöhnte, und sah dem Lehrer, wie Hilfe suchend, in das Gesicht. „Herr Lehrer," brach er endlich aus, „Sie sehen selbst . . ."

„Nun," meinte dieser, „Bachmaier wird mit sich reden lassen. Wir kennen seine Felder und Wiesen — er hat in zehn Jahren nicht so viel gebaut, als er geliefert haben will."

Der Gastwirth war auf diesen Einwurf gefaßt. Seine blutleeren Lippen verzogen sich zu einem ironischen Lächeln, als er trocken entgegnete: „Ich baue keinen Tropfen Wein und verkaufe doch das Jahr über manches Faß."

Die Bauern wetzten mit den Füßen und kicherten in sich hinein, der Maler klatschte leise in die Hände.

Der Lehrer ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Den Bezug Eures Weines könnt Ihr leicht nachweisen, ob aber auch den der Fourage?"

„Habt keine Sorge um mich! Ich werde mehr nachweisen, als ich angebe."

„Es bleibt also bei der Angabe?"

„Unbedingt — 1000 bis 1200 Gulden!"

Der Lehrer schrieb auch diese Forderung nieder und las weiter:

„Müllermeister Imhof für Hafer und Futtermehl — 2000 Gulden."

„Hat das etwa auch einen Anstand?" fragte der Müller trotzig.

„Die Lieferungsfähigkeit wenigstens nicht," versicherte der Lehrer. „Den andern Punkt können Sie selbst am besten beurtheilen. Im Uebrigen bin ich der Ansicht und muß es aussprechen: Unrecht ist und bleibt Unrecht, mag es gegen den Staat oder einen Privatmann verübt werden. Man muß in beiden Fällen sein Gewissen bedenken."

„Und ich bin der Ansicht," nahm der Müller mit rauher Stimme dieses Wort auf, „daß Jeder für's Narrenhaus reif ist, der dem Staate einen Kreuzer schenkt. Ich habe seit zwanzig Jahren manches Hundert Gulden auf das Rentamt getragen, aber ich habe noch nie erlebt, daß man mir einen Heller nachgelassen hätte."

Die Bauern stimmten geräuschvoll bei und der Maler kreuzte herausfordernd die Arme.

Der Lehrer verlor weiter keine Silbe. Er brachte diese Forderung zu Papier und alle folgenden, wenn sich auch manchmal bei den übertriebenen Ansätzen eine Bewegung des Unmuthes nicht unterdrücken ließ. Er kannte seine Leute und wußte, daß bei diesen harten Köpfen jedes Wort der Aufklärung in den Wind ge-

sprochen war. Die lange Kriegszeit hatte den Waldbewohnern schwere Leiden und materielle Opfer aufgelegt und überdieß, statt eines Ersatzes, ihr theuerstes Kleinod, die Einfachheit der Sitten, den schlichten, rechtlichen Sinn mitfortgenommen. Ordnung und Gesetz waren Jahre lang so gut wie suspendirt. Jeder half sich, wie und wo er konnte. Der wilde Geist der Kriegsvölker steckte an. Die Beutelust, die gewaltthätige Selbsthilfe der Soldaten fand Nachahmung. Die Bauern griffen zu, was zu fassen war, und wo sie im Busche einmal die Ueberhand hatten, hielten sie furchtbare Abrechnung mit ihren Peinigern und Lehrmeistern. Der Krieg war beendigt, der Friede mit Böllerschüssen und allen Glocken eingeläutet, aber die Bauern, denen das zügellose Leben, das selbsthelfende Regiment gefiel, dachten nicht daran, in das frühere Geleise zurückzukehren. Es gingen Jahre darüber hin, bis es allmälig besser wurde. Ihr verwilderter, trotziger Sinn schaffte einen wirklichen oder vermeintlichen Gegner, der ihnen im Wege stand, mit derselben Kaltblütigkeit aus dem Wege, wie das Wild des Waldes, welches sie als ihr Eigenthum betrachteten.

Endlich war die letzte Forderung des letzten Mannes notirt. Der Lehrer schloß das Protokoll, legte Papier und Feder zurecht und lud zur Unterschrift ein. „Ich selbst unterschreibe nicht,“ bemerkte er, sich erhebend; „es streitet gegen mein Gewissen, offenbares Unrecht mit meinem Namen zu vidimiren.“

„Sie haben keine Verantwortung für das Protokoll," warf der Maler spitzig hin, „durchaus nicht! Der Gemeindeschreiber schreibt einfach, was ihm der Schulze dictirt."

„Mir ist in meiner langjährigen Praxis noch kein Schulze vorgekommen, der dictirt hätte."

„Gleichviel! Die Aufnahme geschieht immer im Namen der Gemeinde und des Vorstehers, und nie im Namen des Gemeindeschreibers. Seine Unterschrift bedeutet nichts weiter, als daß er das Zeug niedergeschrieben hat und kein Anderer, daß er seinen Gehalt als Diener der Gemeinde nicht umsonst einschiebt."

Der Lehrer ließ sich durch diese anzügliche Rede zu keiner scharfen Entgegnung fortreißen. Er bemerkte nur mit etwas mehr Nachdruck: „Herr Hochgesang, ich bin auf meinen Dienst verpflichtet."

„Ja wohl, daß Sie wahr und richtig niederschreiben, was vorkommt. Alles Weitere geht den Gemeindeschreiber nichts an."

„Sie irren Sich, Herr Hochgesang. Wenn die Verpflichtung die Verübung, die Theilnahme oder Mitwissenschaft an einem Unrecht nicht unbedingt ausschließt, so ist sie nutzlos, ja geradezu lächerlich."

„Lauter Flatusen!" rief der Maler, mit beiden Händen abwehrend. „Darin liegt eben das Unrecht, daß sich diese Gemeindeschreiber an vielen Orten über ihre Stellung erheben und in Alles mischen. Nur unter-

schrieben, Männer! Was da?" setzte er mit geringschätzendem Hohne bei, „es wird auch ohne den Namen des Schreibers gelten."

Der Lehrer hielt sichtbar an sich, um den aufsteigenden Unmuth niederzukämpfen. Trotzdem nahm seine Stimme eine erregte, drohende Färbung an, als er entgegnete: „Wir wollen doch sehen! Ich stehe dafür, daß dieses Protokoll ohne meine Gegenzeichnung ungültig ist, denn heute noch werde ich das Gericht in Kenntniß setzen, daß ich nicht und warum ich nicht unterschrieb."

Auch der Maler machte drohend einen Schritt vorwärts und rief mit erhobener Hand: „Wenn das Protokoll ungültig ist und die Entschädigung fallirt, so muß sich eben die Gemeinde einen andern Schreiber suchen, der ihre Beschlüsse unterschreibt. Verstanden?"

„Verstanden und einverstanden, mein Herr!" sprach der Lehrer mit Stolz und Würde. „Ich selbst werde den Herrn Landrichter ersuchen, mich eines Dienstes zu entheben, der mich in eine so unangenehme, peinliche Stellung zur Gemeinde bringt."

Der Lehrer verließ mit ernstem Gruße die Versammlung. Der Maler sprang an seine Stelle und dirigirte das Unterschreiben. Sein Name schloß die Reihe und schon zuckte die Feder zwischen seinen Fingern, um mit einem Zuge, mit einem Schnörkel den Namen des Lehrers zu fingiren, als ihm noch rechtzeitig das Capitel

von der Schrift- und Urkundenfälschung einfiel, und er die Feder auf den Tisch schleuderte.

Noch war das inhaltsschwere Schriftstück nicht gefaltet und nicht gesiegelt, um es dem Wartboten zu übergeben, als eine neue Bewegung unter den Ortsnachbarn entstand. Ein schlanker Bursche, der Tracht nach halb Bauer, halb Jäger, mit keck geschnittenem Profil und freier, stolzer Haltung, theilte den unbeweglichen Haufen mit starkem Arme, und schob einen kleinen, zusammengekauerten Greis, den er mehr trug, als führte, bis zu dem Tische vor. Die abgezehrte Gestalt mit dem spärlichen, blendend weißen Haare ruhte schwerfällig auf zwei kunstlosen Krücken, wie sie der Forst erzeugt. Der rechte Fuß war ein unförmlicher Klumpen, mit Lumpen umwickelt. In den glanzlosen, geblendeten Augen zitterte kein Strahl des Lichtes. Statt der Wimpern zogen tiefe, entstellende Narben mit braunrother Färbung, Spuren, wie sie das Feuer zeichnet, durch das Gesicht. Aber dieser zitternde Greis mit dem abgemagerten, entstellten Gesichte, dieses Bild der Armuth und des Jammers machte in seinem schadhaften, verschossenen Kittel keinen abschreckenden, sondern einen eigenthümlich wehmüthigen Eindruck. Das schmerzdurchdrungene Antlitz, die gebeugte, krüppelhafte Gestalt, die nothdürftige Kleidung wecken unsere ganze Theilnahme. Die stille, abgeklärte Ruhe, der tiefe, himmlische Frieden, welcher in seinen Zügen liegt, tröstet und söhnt uns mit dem Geschicke

dieses Dulders, den die Leute im Dorfe nicht ohne Unrecht den alten „Job" nannten, wieder aus.

„Was gibt's da?" herrschte der Schulze, der den Armen gegenüber seine verlorne Courage und die amtliche Miene und Strenge wieder gefunden zu haben schien, den Alten an. „Ich glaube, Ihr treibt Narretei?"

„Wir sehen beide nicht darnach aus," nahm der Bursche das Wort. „Mein Vetter Jacob verlangt einfach seine Entschädigung so gut wie jeder Andere. Er hat Alles im Kriege eingebüßt, sein ganzes Hab und Gut. Ich habe ihn mit vielen Bitten hergebracht, ich bin sein Schwestersohn — werde sein Erbe."

„Wenn Du einen andern Weg einschlägst," setzte der Greis entschieden bei und wandte sich zu dem Schulzen: „Herr Vorsteher, meine drei Buben sind im Felde geblieben!"

„Für Gefallene wird nichts entschädigt," wies dieser kurz ab.

„Die Franzosen haben mein unglückliches Weib und meine beiden Mädchen vor meinen Augen entehrt und mit den Bajonetten niedergestochen."

„Zählen nicht daher!" wies der Schulze abermals barsch ab.

„Sie haben meine Felder verwüstet und meinen Wald niedergebrannt. Sie haben mich an einen Pfosten gebunden und das Haus über meinem Kopfe angezündet. Die Flammen leckten mir die Augen aus dem Kopfe,

ein Balke zerschmetterte meinen Fuß, bis das Feuer meine Bande versengte."

„Der Hameler Hof zählt nicht zu unserer Markung. Ihr müßt Euch da zur Entschädigung melden, wo Ihr hingehört. Wir haben Euch ohnehin auf dem Brode und wissen nicht, warum."

„Hier ist unser Heimathsrecht," begehrte der Bursche hitzig auf, — „hier, Herr Vorsteher! Wir sind hier geboren, wir haben es nicht verwirkt."

„Du bist still, Laufer!" *) gebot dieser grob. „Du magst im Walde in Deiner Heimath sein und über die Grenze schleichen, aber hier, unter den Männern, hast Du nichts zu thun und nichts zu reden. Hörst Du? Entschädigt auch noch die Bettler und Landstreicher, was bleibt dann den ordentlichen Leuten? Packt Euch! Das Protokoll ist geschlossen und damit Punctum."

„Für was denn auch entschädigen?" fragte der Maler mit hellem Hohne. „Der alte Job hat im Armenhaus freies Logis und die Gemeinde muß ihn ernähren. Sie mag sich bei dem Schulmeister bedanken, der ihn hereingebracht hat."

„Ganz richtig!" stimmte der Müller lachend bei. „So ein Bettler mit einem ordentlichen Stelzfuß hat die schönsten Zeiten. Alle Welt ist gerührt, Alles gibt. Er regt kein Glied und lebt frei und ohne Sorgen."

---

*) Laufer für Landlaufer, Landstreicher.

„Hörst Du, Joseph? Was habe ich gesagt?“ rief der Greis, sich unwillig emporrichtend, so gut es ging. „Doch Ihr, Ihr Männer, die Ihr dasteht, überhebt Euch nicht! Wer von Eueren Gaben leben muß, den wirft der Hungertod in's frühe Grab. Aber Gott sei's gedankt! Es gibt noch mildthätige Männer, die im Stillen Gutes wirken. Der Herr wird sie dafür belohnen. Ich bin gegen meinen Willen hergekommen. Behaltet Euere Entschädigung — sie bringt kein Glück! Es ist erpreßtes Geld, erpreßt von Unschuldigen, die an meinem Unglücke keine Schuld tragen.“

Der Greis wandte sich nach der Thüre. Der Bursche aber ließ, bevor er ihm folgte, den stechenden, haßglühenden Blick im Kreise herumgehen und Alle wichen zurück, aus Furcht vor der Rache des bekannten Wilderers und Schmugglers.

II.

Lebst im Volke; sei gewohnt,
Keiner je des Andern schont.
Göthe.

Ungewöhnliche Thätigkeit herrschte am nächsten Samstage bis in die Nacht hinein im ganzen Dorfe, die drohende Stimmung, welche die an der Kriegsentschädigung Betheiligten die Woche über in Spannung erhalten hatte, war verstummt. Alle Hände rührten sich, ohne Commando, wie auf einen gemeinsamen Impuls. Es

war das Schaffen der Freude, das keines Befehles bedarf. Dieses freiwillige Ineinandergreifen hatte in der That etwas Ansteckendes. Selbst kleine Kinder, denen das Gleichgewicht noch Sorge machte, in deren ahnungsreiche Herzen aber die nahende Festfreude am ersten und vollsten fällt, trugen Holz oder lasen emsig die Steine vom Wege, während die älteren Geschwister und die Dienstboten die Straße kehrten, die Höfe zusammenrichteten, die Acker- und Arbeitsgeräthe an ihre Plätze räumten und sogar die Dungstätten vor den Ställen mit frischgrünen Tannenwedeln verdeckten.

Die Hauptarbeit, hervorragend durch ihre angemaßte Wichtigkeit, weil ihr besseres oder schlechteres Gelingen bei nicht Wenigen den Gradmesser für die ganze Festesfreude abgab, wie bei allen derartigen Anläßen, kam den Hausfrauen zu. Ihre Lösung war precär, die Würde des Hauses stand auf dem Spiele, selbst die reichsten Bäuerinnen kamen nur einmal im Jahre in die Verlegenheit — Kuchen zu backen. Viele genossen diese stolze Freude niemals und mußten sich durch Jahre damit begnügen, der glücklicheren Nachbarin in ihrem Amtseifer zuzusehen und sich nach gelungenem Gusse an dem süßen Dufte zu laben, der die Luft durchdrang. Die Frauen wußten das. Sie nahmen sich kaum Zeit, ein Wort zu sprechen. Jeder ihrer Winke wurde befolgt. Sie flogen mehr, als sie gingen, zwischen den Wohnungen und den Backöfen hin und her, aus denen helle Feuer

blinkten. Der „Kirchweihkuchen" war ja der sprechende, unumstößliche Zeuge für ihre Geschicklichkeit, gegen den kein Widerspruch galt — er repräsentirte die Ehre und das Vermögen des Hauses.

Ob die Frau Vorsteherin Kuchen backte? Niemand darf es bezweifeln. Sie hielt sich und galt für die Erste im Dorfe, sie beanspruchte den Ehrenplatz in der Kirche, sie machte selbst der Frau Lehrerin den Vorrang streitig, weil der Schulmeister als Gemeindeschreiber zu Papier bringen mußte, was ihm der Schulze vorsagte. Die robuste Frau mit dem harten, breiten Gesichte und dem glatt gescheitelten Haar, das scharf in's Graue spielte, backte zahllose Kuchen wie alljährlich, denn ein Schulzenhaus „ohne Kuchen" wäre ein Ereigniß gewesen, das zu sprechen gegeben, das den ganzen Wald für Wochen in Aufregung versetzt hätte. Aber die Frau Vorsteherin wirthschaftete in diesem Jahre nicht mit den freudigen, beseligenden Gefühlen stillen, häuslichen Glückes, nicht mit dem unschuldigen Stolze selbsterrungener Wohlhabenheit, nicht mit der sorglosen Heiterkeit, welche die Last des Tages erleichtert und wie mit Sonnenschein umkränzt, sondern sie arbeitete mit lärmender Hast, mit erkünsteltem, unnatürlichem Sputen, mit einer gewissen wilden Energie, welche alle Hausgenossen in Athem erhielt und bis in die nächsten Gehöfte drang. Kein Wunder! Die Ehre des Hauses wurde mit schweren Opfern erkauft. Eine Tochter war im Laufe des Jahres

ausgeheirathet worden — das kostete Geld. Zwei Söhne, die es nach Soldatenart leicht nahmen, dienten im Heere — das kostete abermals Geld. Der Feldwachs war bedeutend zurückgeblieben, die Holzpreise fielen, anstatt zu steigen — es ging nichts ein. Die Kirchweih, der höchste Festtag in gewisser Hinsicht, kam und die Casse enthielt kein Geld. Was war zu thun? Den Tag in stiller Zurückgezogenheit feiern? Unmöglich! — Geld leihen, sich an den Pranger stellen? Um keinen Preis! — Man verkaufte das schönste Rind im Stalle als „überständig" und — hielt Kirchweih. —

Das einzige Familienglied, welches sich von dem lärmenden, vehementen Geschäftsstrudel der Frau nicht erfassen ließ, war der Schulze. Er lehnte seit mehr als einer Stunde an der massiven Eichencommode, worin das Gemeindesiegel, die Papierscheere und die Ausrufglocke des Dorfwächters verwahrt wurden. Er sah nicht durch das Fenster, was auf der Straße, er sah nicht, was im Zimmer vorging, er sah auch nicht in die beiden Papiere, welche er wie ein Fernsichtiger vor sich hinhielt. Sein Blick starrte in's Leere, sein Geist schien im Reiche der Gedanken verloren. Man hätte ihn für eine Statue halten mögen, wenn nicht von Zeit zu Zeit einzelne, tiefe Stoßseufzer, ein bedeutsames Bewegen des Hauptes und schließlich das fast gleichzeitige Ausgleiten der beiden Stiefelabsätze das innewohnende Leben verrathen hätten. Die Commode seufzte, die Dielen

knarrten und der Schulze fuhr erschreckt und unmuthig empor.

„Es geht und geht nicht!“ brummte er zwischen den Zähnen, die beiden Papiere hastig und mit unverhehltem Unwillen zusammenschlagend. „Die Bauern dürfen vor Montag, Dienstag nichts erfahren! Das ganze Fest wäre ruinirt, es gäbe Mord und Todschlag und zum Schlusse hieße es wieder: ja, der Schulze hätte auch vorsichtiger sein können!“

„Das mein' ich — und fleißiger!“ rief sein Weib, mit dem Kuchenbrette vorüberfahrend, und warf ihm einen herausfordernden, scharf forschenden Blick zu.

Der Vorsteher fuhr zusammen, wie auf einer unrechten That ertappt. Seine theuere Ehehälfte pflegte nämlich nicht allein zur Hälfte mit-, sondern in vielen Stücken ganz allein zu regieren. Er hätte wohl die fatale Geschichte am liebsten vor aller Welt, ja vor sich selbst verheimlicht, allein die Mitregentin im Amte und Hause hatte ohne Zweifel sein Studiren und Simuliren gesehen und es schien ihm weder räthlich, noch möglich, die herkömmliche Mittheilung an sein zweites Ich zu unterdrücken. Als die geschäftige Frau wiederkehrte, hielt er ihr die beiden landgerichtlichen Erlasse, welche der Laufbursche gebracht hatte, hin, explicirte mit wenigen Worten deren Inhalt und beschwor sie, reinen Mund zu halten.

Die Frau schlug die Hände zusammen, starrte ihn

eine Sekunde entsetzt, mit offenen Lippen an und stürzte fort mit dem vieldeutigen Rufe: „Da haben wir's!" —

Trotzdem fühlte sich der Ortsvorstand nach dieser Mittheilung vollkommen beruhigt. Er sperrte die zwei Schreiben in die Commode und nahm von dem darin verwahrten Gelde, welches das verkaufte Rind eingebracht hatte und das unter den Händen seiner Frau schon bedeutend geschmolzen war, zwei Kronen heraus. Es galt einen Labetrunk für die Burschen, welche den Kirchweih- und Ehrenbaum in der Nacht aus dem Walde holten und vor seinem Hause aufpflanzten. Das war alt hergebracht. Ein jeder Vorstand, der auf Ehre und Reputation hielt, sorgte im Gemeinde-Wirthshaus dafür. Der Wein wurde getrunken, ohne daß der Name des unbekannten Gebers, den Jedermann kannte, dabei genannt worden wäre.

Kühlwein schlich sich eine halbe Stunde später hinter den Häusern hinweg und betrat die Wirthschaft Schlossers durch die Hinterthüre. In demselben Momente stürmte der Wirth in voller Hast, wie er ihn nie gesehen, zur Hausthüre hinaus. Die Wirthin riß dem Gaste mit einem barschen Griffe das Geld aus der Hand, ohne ihn weiter eines Wortes oder Blickes zu würdigen. Die Magd präsentirte auf Verlangen einen Schoppen. Es ward Kühlwein fast unheimlich in der leeren, dämmerigen Stube. Die Wirthin umkreiste ihn schweigend, wie eine Wildkatze, mit glühenden Augen. Der zottige

Wolfshund knurrte ohne Stillstand hinter dem Ofen hervor. Sollte sein Geheimniß verrathen worden sein? Nicht möglich! Vielleicht eine häusliche Scene. Er kannte ja die unwirsche Person, er kannte den „scharfen Packan", auf welchen der Wirth so große Stücke hielt, und trank in der Stille seinen Schoppen, eine erfrischende Herzstärkung nach der schweren Amtslast.

Die leicht verscheuchten Besorgnisse des guten Mannes sollten bald mit drohender, verdoppelter Macht wiederkehren. Schon auf zehn Schritte schlug ihm bei der Heimkehr aus seinem Gehöfte die gellende Stimme des Malers entgegen, überlaut, in den höchsten Lagen arbeitend. Man glaubte dazwischen das harte Klappen seiner breiten Zähne zu vernehmen. Bei der Einfahrt angelangt, traute Kühlwein kaum seinen Augen. Der Maler stand oder drehte sich vielmehr mitten im Hofe beständig um die eigene Achse, mit allem Feuer perorirend und gesticulirend, die Hände hoch in der Luft. Zu seiner Rechten hielt Müller Imhof, breit und trotzig, zu seiner Linken der Gemeindewirth, den Kopf tief gesenkt, die geballten Fäuste gegen den Boden gestreckt. Dreißig bis vierzig Bauern bildeten einen Kreis, begierig, mit offenen Lippen jedes Wort auffangend, das der Maler hervorstieß. Der Schrecken lag auf allen Gesichtern. Sein Uebergang zum Grolle, zum wilden Aufflackern und Losbruche hing an einem Worte.

„Wir sind verkauft und verrathen, Männer," zeterte

der Maler, „und dieser abgestandene Großmogul will uns das Decret vorenthalten, die Sache verschleppen, einschläfern, damit ja kein lästiges Stäubchen aufwirbelt? Her muß es, sag' ich, augenblicklich her! Die Kirchweih kommt, heut', morgen — da haben wir Zeit, da wollen wir die Sache für unser gutes Geld bei einem Schoppen zu Faden schlagen, so gut wie die großen Herrn, und wir werden den rechten Weg schon finden trotz Landgericht.... He!" unterbrach sich der Maler, den Schulzen gewahrend, plötzlich selbst, — „he, hochpreisliche, großmächtige Vorstandschaft, hierher! Publiciren! Vorwärts! Die Gemeinde hat ein Recht auf die Publication, und ich will den Schulzen sehen, der es wagt, ein Decret zu unterschlagen! Millionen Element! Dem schöben wir einen Riegel vor, daß er die längste Zeit amtirt hat."

An ein Ausweichen war nicht zu denken. Kühlwein sandte einen vorwurfsvollen Blick nach seiner Frau und schritt langsam auf die Gruppe zu. Als Antwort winkte ihm vom Backofen her der glühende Schürhaken, unterstützt von den zornigen Gesten einiger Weiber, die wie eine Leibgarde sich um die Vorsteherin drängten. Diese schmähte laut und geberdete sich doppelt aufgebracht, um das Unrecht, welches sie begangen, zu verdecken. Sie hatte nämlich trotz aller Geschäftigkeit Zeit gefunden, der Nachbarin das doppelte Geheimniß über den Zaun zuzuraunen, diese vertraute es in der Eile ihrer Schwester an, diese verrieth es der Bäckerin, der

Bötin und Hirtin und die lebendige, electrische Leitung war fertig.

„Also?" fragte der Maler hastig und schlug die Zähne scharf zusammen wie Feuersteine.

Der Schulze nickte schweigend mit dem Haupte, holte die beiden Schreiben und verlas sie bei lautloser Stille.

Im ersten wurde das Protokoll der Gemeinde für null und nichtig erklärt und der pflichtgemäßen Haltung des Lehrers den übertriebenen Forderungen der Ortsnachbarn gegenüber volles Lob gespendet. Zugleich wurde bekannt gegeben, daß die Kriegsentschädigung für die Gemeinde nunmehr von Gerichts wegen regulirt worden sei, und zwar nach den Ansätzen eines benachbarten Dorfes, welches die gleichen Lasten getragen, unter Zugrundlegung des Steuerfußes. Hiernach traf etwa der fünfte Theil der ursprünglichen Forderung auf jeden der Liquidanten.

Im zweiten wurde angeordnet, daß wegen der Excesse, die am letzten Kirchweihfeste stattgefunden hatten, nur am Sonntag Licenz für Tanzmusik zu geben sei und daß Schlag elf Uhr Polizeistunde einzutreten habe bei einer Strafe von zehn Reichsthalern für den Wirth und angemessenem Einschreiten gegen jeden Contravenienten. Die verstärkte Gensdarmerie-Mannschaft sei zur Ueberwachung und zum strengsten Vollzuge angewiesen...

Mit dem letzten Worte zog sich der Schulze in sein

Haus zurück. Es mochte das nicht unräthlich sein. Wie ein Vulkan, gleich einem brausenden Sturmwind brach es unter den Bauern los. Im ersten Momente sah man nur einen rotirenden Knäuel, geschwungene Fäuste, stampfende Füße, blitzende Augen. Man hörte nichts als ein dräuendes, verworrenes Tosen, aus dem einzelne Flüche und Verwünschungen und trotzige, gellende Kampfesrufe brachen.

Es kostete den Maler Zeit und Mühe, wieder Herr der Situation zu werden. Endlich schwang er sich auf die Treppe, um seinen Worten Gehör zu verschaffen und rief mit dem Aufgebote aller Kräfte: „Still! Still! — Den Kopf oben behalten und nichts ist verloren. Kein Heller wird nachgelassen. Ein Hallunke, ein Meineidiger, wer das Bettelgeld annimmt! Wir wollen uns schon Hilfe schaffen. Mir nach, mir, wer es mit den Bauern und der Gemeinde gut und ehrlich meint!"

Mit diesem Aufrufe sprang Hochgesang herab, schwenkte rechts ab nach der Gemeinde-Wirthschaft, und lärmend folgte ihm der ganze Schwarm.

Gegen Mitternacht zogen die Burschen, stöhnend unter der Last des Kirchweihbaumes, durch das Dorf. Bei dem Gemeinde-Wirthshause wurden sie angehalten. Es entspann sich eine lebhafte Debatte. Plötzlich fiel die Last wie auf ein Commando dröhnend zu Boden. Die Wirthsstube füllte sich zum Erdrücken.

„Was? Bis elf Uhr wird getanzt?" fragte ein

schmucker Junge die Männer, welche wieder Platz genommen hatten.

„Keine Minute länger — zehn Reichsthaler Strafe!" versetzte Bachmaier.

Die Burschen wußten, daß der Wirth keinen Scherz trieb, und es war zweifelhaft, ob die Erhitzung, der Marsch und die Anstrengung, oder das jugendlich jäh aufbrausende Blut die Wangen dunkler färbte.

„Seht Ihr's nun?" rief Herr Hochgesang gedehnt. „Das habt Ihr der Anzeige des gestrengen Kaplans zu danken und der schlechten Vertretung dieses Schulzen. Und worin bestand das ganze Majestätsverbrechen? Ihr habt einen dieser paßpoilirten Grünröcke, weil er Eueren Kameraden, einen Sonntagsschüler, dem vielleicht noch zwei Tage zum gesetzlichen Alter fehlten, nicht tanzen lassen wollte, etwas unsanft vor die Thüre gesetzt. Dafür sollt Ihr jetzt büßen. In den Städten quicken und quacken die Geigen und Clarinetten an jedem Sonntage in allen Ecken und Enden, und den jungen Herrchen und Dämchen thut die Wahl weh, wo sie hingehen sollen. Der Bauer will einmal im Jahre tanzen an seiner Kirchweih, und das wird ihm versauert oder verboten."

„Auf, Kameraden!" rief derselbe Bursche, der die Frage gestellt hatte, wild auflodernd. „Wir schleppen unsern Baum wieder in den Wald, wo er herkam. Vorwärts!"

„Nein!" wehrte der Maler entschieden. „Ihr setzt

ihn. Es kommt Alles darauf an, wie? Steckt ihm einen Schandpfahl vor sein Haus, dem unmündigen Kinde, zum ewigen D'randenken!"

„Erst den Ehrenwein!" mahnte der Wirth und pflanzte die volle Kanne auf den Tisch. „Es könnte den Maulwurf reuen, wenn er die Falle sieht."

„Und Euern Kirchweihkuchen," rieth der Müller höhnisch, „den werft in's Wasser! Den Kaplan ging die ganze Wirthshausgeschichte nichts an."

„Was? Kirchweihkuchen? — Gebt ihm Teufelsdank!" eiferte der Maler. „Einen Giftschwamm, einen rothen, saftigen Giftschwamm!"

„Oh!" brach einer der Burschen klagend aus, vielleicht weniger aus Mitgefühl für den Geschmähten, als weil er den seit Wochen geträumten Festjubel plötzlich wie ein Luftgebilde vor seinen Augen verrinnen sah. Es war nämlich alljährlich ein flotter Zug, wenn die Burschen, die Musik voran, nach der Vesper durch das Dorf zogen, um dem Kaplan einen Strauß, eine Flasche Wein und einen Kuchen zum Kirchweihgeschenke zu bringen. Das Gefühl der vernichteten Freude mochten auch Andere theilen, denn man sah verdrießliche Mienen ringsum. Trotzdem drangen die ergrimmten Rathgeber durch. Bedenken und Zweifel, die noch auftauchten, wurden mit Wein hinabgespült und erst lange nach Mitternacht ging man daran, das Tagwerk zu vollenden.

Als der Schulze am nächsten Morgen an das Fenster trat, um sich voll stolzen Selbstgefühles, dem die langjährige Dienstzeit seine volle Berechtigung gab, an dem Ehrenbaume zu erfreuen, prallte er entsetzt zurück. Der Baum stand da, aber geknickt, in der Mitte abgebrochen, die Krone schleifte am Boden, und statt der Bänder und Blumen umwand sie ein alter Strick. Kühlwein verfluchte zum ersten Mal seit zwanzig Jahren das schwere, undankbare Amt und schwur hoch und theuer, keine Wahl mehr anzunehmen. Ob er sich dessen bei der nächsten Wahlschlacht noch erinnern wird? — Vorläufig rief er nach seinen Knechten, denn für jetzt galt es, so schnell wie möglich, unter dem Hohngelächter der Nachbarn, den Schandpfahl hinwegzuräumen.

III.

Ihr, die, verpflanzt in arge Zeiten,
Mit der Gewalt zu kämpfen wagt,
Ihr sollt dem Lichte Bahn bereiten,
Und fühlt die Schauer, eh' es tagt;
Wenn ihr mit kräftigem Erkühnen
Euch dem Verfall entgegen stemmt,
Verklärt ihr glorreich die Ruinen,
Die keine Macht im Sturze hemmt.

Salis.

„Eine solche Sonntagsfeier, die allein des Christen würdig ist, die läutert, erhebt und belehrt, die Geist und Körper neu kräftigt, die trotz des perlenden Schweißes und des Getöses der Arbeit den Werktag mitheiligt,

wird und muß jedem Christen den steilen Pfad ebnen zum ewigen Leben. Amen."

Mit diesen Worten schloß die Festpredigt. Der Priester hatte, vom heutigen Gedenktage, von der Einweihung der Kirche ausgehend, in welcher der größte Theil der versammelten Gläubigen das Siegel des Glaubens, die heilige Taufe, empfing, in der sich seit mehr als drei Jahrhunderten das blutige Opfer am Calvarienberge viele tausend Mal unblutig erneuerte, in welcher die Unglücklichen allzeit Zuflucht und Trost im Leiden, die Schuldbeladenen in den Sacramenten der Buße und des Altars Versöhnung und Vergebung finden, in deren Schatten ihre theuern Heimgegangenen dem jüngsten Tage entgegen schlummern, — seinen Zuhörern in ernsten, eindringlichen Worten an das Herz gelegt, wie nicht allein dieser hochwichtige Festtag in und außer der Kirche in Andacht, in Ehre und Freude gefeiert werden könne, ohne daß Seele und Leib dabei Schiffbruch litten, sondern wie auch der Tag des Herrn überhaupt von jedem Christen gefeiert werden möge.

Nach der Predigt und den üblichen Gebeten für Kirche und Vaterland folgte die sogenannte „Verkündigung:" Gottesdienstordnung für die Woche, Proclamation von Brautpaaren, religiöse Vereine und Sammlungen, kirchliche und sonstige hierher gehörende Mittheilungen. Letztere bildeten für heute die drei nachstehenden, laut und vernehmbar vorgetragenen Punkte:

„1) An Sonn- und Feiertagen ist jede knechtische, namentlich aber jede Feld-Arbeit ohne kirchliche Genehmigung untersagt. In Nothfällen wird auf Anfragen die Erlaubniß keinem Anstande unterliegen.

2) Es wird hiemit das Verbot in Erinnerung gebracht, nach welchem kein Sonn- und Werktagsschüler den Tanzboden besuchen darf. Gegen Zuwiderhandelnde, welcher Familie sie auch angehören mögen, wird die Schulinspection die Hilfe des Gerichtes in Anspruch nehmen.

3) Nach dem Nachmittags-Gottesdienste ist Sitzung des Armenpflegschaftsrathes. Vor demselben haben jene ledigen Frauenspersonen der Gemeinde zu erscheinen, welche sich im Laufe des Jahres vergingen, um sich zu verantworten und zur Sitte und Zucht ermahnt zu werden . . ."

Der Priester ertheilte den heil. Segen. Die Wenigsten dachten daran, das Zeichen des heil. Kreuzes zu machen. Der Lehrer stimmte auf der Orgel die Schlußstrophe an. Nur die Schulkinder sangen mit. Die Mädchen duckten erschreckt die Köpfe, die Frauen sahen sich fragend an, der männliche Theil der Gemeinde drängte und stürmte fast tumultuarisch zur Kirche hinaus.

„Schöne Kirchweih das!" rief des Schulzen Schwager, der in Abwesenheit seines Verwandten gern das große Wort führte. Dem Schulzen hatte nämlich die

erlittene Kränkung den Kirchengang verleidet. Er trotzte mit der Gemeinde und — mit unserm Herrgott. Auch der Maler kam um die außerordentliche „Verkündigung." Hochgesang zählte sich als Künstler zu den Aufgeklärten, zu den Freidenkern, die sich selbst predigen können und sich solche altmodische Schwachheiten, wie Kirchengehen, Beichten und Wallfahrten nicht zu Schulden kommen lassen. Er polirte lieber, um technisch zu sprechen, seinen „Brand," die aus dem Feuer genommenen, erkalteten Porzellanköpfe.

„Schöne Kirchweih!" wiederholte der halbamtliche Schwager mit lauter Stimme, als er die letzte Stufe hinter sich hatte, und sammelte einen Theil der Kirchengänger um seine Person. „Der Schulfuchser hat am Landgericht dafür gesorgt, daß den Bauern der Hafer nicht sticht, und der Schwarzrock dictirt Jedem, Alt und Jung, eine Portion Wermuth, also Abstinenz- und Bußtage statt des frohen Kirchweihtanzes."

„Recht hat er!" brummte ein alter Mann, den rheumatische Leiden krumm gezogen hatten. „Das junge Volk soll nur daheim bleiben — den Eltern wird Geld und Verdruß dabei erspart."

Der gichtbrüchige Schmerzensmann hatte gut verzichten. Er sah nicht, wie frühreife Bürschchen die Blumen, welche bereits die Mützen schmückten, herabrissen und mit Füßen traten. Er sah nicht, wie manches Mädchen, das seine Zeit nicht erwarten konnte, den

Putz, der zum Tanze gerichtet lag, mit einer Thräne im Auge wieder in den Kasten schob.

„Recht hat er?" eiferte des Schulzen Schwager aufbrausend und zeigte mit boshaftem Lachen nach der Jammergestalt. „Ja, ja, Peter, Ihr braucht freilich kein Verbot, aber deßhalb muß man nicht der ganzen Welt Eure reißenden Schmerzen wünschen. Wir waren auch einmal jung und seit Jahren fiel es Niemand mehr ein, gestandenen Leuten den Tanzplatz zu verbieten."

„Was Tanzen?" fuhr Müller Imhof unwirsch dazwischen. „Dummes Zeug, ohne das die Welt bestehen kann! Wenn aber ein Hagelwetter am Himmel heranzieht, so schaffe ich meine geschnittenen Garben in die Scheuer trotz des höchsten Feiertages und laufe nicht erst zum Kaplan oder eine Stunde weit in den Pfarrhof."

„Das will ich meinen," bekräftigte ein Anderer beistimmend. „Der Bauer muß wissen, wann die Noth an den Mann geht."

„Noth hin, Noth her!" prahlte der Müller stolz. „Ich mag eben nicht in den Pfarrhof und um Erlaubniß betteln. Ehe ich das thue, soll ein Heiligkreuz . . ."

„Hoho!" wehrte der Alte mit erhobener Hand. „Ihr dürft den Teufel nicht beschwören — er kommt schon von selber."

„Peter, geht heim!" mahnte des Schulzen Schwager, der gern den „starken Geist" spielte, mit hellem

Spott. „Ihr habt Euch rein überlebt. Der Pfarrer mag sein **Dominus vobiscum** singen und seinen Zehnt messen, mit dem Feld, der Frucht und den Teufeleien werden wir schon fertig. Geht heim, Alter! Heute Mittag werden die gefallenen Jungfern vorgestellt, da könnt Ihr mit Euerem Stecken den Gensdarmen und Beitreiber machen."

Die Bauern lachten, der Greis verließ unwillig den Platz.

„Sie dürfen sich gratuliren, die armen Dirnen!" fuhr des Schulzen Schwager mit verstelltem Bedauern fort; „die Schenk's Mariann, die Susett vom Krauthof, die Häuslers Walpurg . . ."

„Und meine Victor," brummte Schlosser Bachmaier im tiefsten Grolle, wie um dem Schwätzer zuvorzukommen. „Es ist ein Unglück, wen's trifft, und der Pfaffe hat kein Recht, die Schande noch einmal an die Wand zu malen."

„Bei solchen Leuten ganz gewiß nicht," behauptete der Müller mit allem Nachdruck. „Es sind lauter angesehene, wohlhabende Mädchen. Ja, wenn's von unserm Lumpenpack wäre, na dann! Wenn ich eine Tochter in der Lage hätte — herrje! — ich wüßte nicht, was ich thäte. Eingespannt würde mir, sag' ich, auf der Stelle eingespannt — so, jetzt lauft dem Fuhrwerk nach!"

Der Müller lachte über seinen eigenen Spruch und die Umstehenden mit. Der gewonnene Beifall eiferte an,

die Unterhaltung wurde heftiger in Worten und Geberden. Die betheiligten und nichtbetheiligten Väter redeten sich immer tiefer in ihren Groll hinein, und verließen schließlich in hoher Aufregung den Platz.

Die Festesfreude war gestört, der Kirchweihtrank mit Galle und Hefe versetzt. Ueber den meisten Familien lag eine dumpfe Gährung, ein finsteres Brüten über den vermeintlichen Verlust, in einzelnen floßen Thränen des Zornes und ohnmächtiger Wuth ob der erneuten Schande. Es war nicht anders. Die geistliche und weltliche Macht hatte sich verschworen, den Bauern hinunterzubringen wie einen Leibeigenen, wie einen Sclaven, der stumm gehorchen und die Peitsche des Tyrannen küssen muß, die ihn züchtigt. An diesem Tage hatte Jeder, selbst der Allerärmste sein Stück Fleisch mit Kraut im Topfe und wenn es durch Monate erspart werden mußte. Heute konnte man Tische sehen, auf denen die lang ersehnte, delicate Speise unberührt geblieben wäre, wenn nicht die Kinder und Dienstboten, die unmündigen und fremden Glieder des Hauses, welche keine Sorge drückte, sich des Mahles erbarmt hätten. Bei der Vesper stand die Kirche leer. Festlich waren wohl Alle gekleidet, allein man blieb zu Hause oder trieb sich abwartend auf der Straße herum. Nach der Vesper kein Kirchweihkuchen, kein Blumenstrauß, kein froher, jubelnder Zug durch das Dorf unter Trompetenschmettern und Klarinettenklang, zum größten Verdruß der lieben Schuljugend und der

jungen Musikanten, die bei einem Meister der Stadt gelernt hatten und heute zum ersten Mal ihre Kunst produciren sollten. Noch schlimmer! Die hoffnungsvollen Musikanten spielten im Wirthshause eine Stunde lang vor leeren Bänken und sahen vergebens nach den Paaren aus, die tanzen sollten.

Aller Augen, die ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf das Schulhaus. Dort hielt der Armenpflegschaftsrath seine Sitzung. Aus allen Fenstern und Thüren, durch die Gartenzäune, über die Hofmauern hinweg lugten neugierige Gesichter. Die Vorgeladenen suchten so heimlich und versteckt wie möglich die Schule zu erreichen; allein je leiser sie schlichen, je mehr sie, die Häuser streifend, sich den Blicken zu entziehen strebten, desto mehr fiel ihr scheues Wesen auf. Endlich öffnete sich die Thüre wieder. Sie stürmten heraus, die Köpfe geduckt, die Gesichter mit den Schürzen verhüllt, und scheuchten davon, wie Vögel beim Einschlagen des tödtlichen Bleies.

Nach einiger Zeit kam auch der Kaplan aus der Schule. Er barg unter seinem Rocke ein ziemlich großes, in Papier gehülltes Packet. Der Dorfwächter eilte im vollen Amtseifer auf ihn zu und meldete, daß Leopold, der älteste Sohn des Malers Hochgesang, im Wirthshause bei der Musik mitwirke. Der Kaplan dachte einen Augenblick nach. „Sagt dem Leopold," — sprach er sodann — „er müsse unbedingt den Tanzboden verlassen. Es thut mir leid, ich würde ihm gern den Verdienst

gönnen, allein er ist noch schulpflichtig — ich kann und darf nicht wegen der Andern. Sein Vater wird einsehen, daß ich recht handle."

Hierin täuschte sich der gute Herr gewaltig. Leopold verließ gehorsam, aber mit schwerem Herzen die Musik, die ohne ihre erste Stimme mühsam forthaspelte, und schlich mit der Geige unter dem Arme heim. Der Maler gerieth außer sich, als er die Ursache erfuhr, er wollte den Jungen mit Schlägen in das Wirthshaus zurücktreiben. Er schmähte und wetterte, daß Engherzigkeit, Unverstand und Bornirtheit seinem Kinde, das seine Eltern um schweres Geld etwas lernen ließen, verbieten dürfen, sich sein Stückchen Brod selbst zu verdienen.

Der Geistliche richtete seine Schritte nach dem Armenhause der Gemeinde. Es lag etwas abseit, an der Ausmündung der Wiesen, sich mit dem Rücken gegen die Berge lehnend. Wenn man von dem Aussehen des Hauses auf die Armenpflege in der Gemeinde und auf das Mitleid der Bauern schließen darf, so gnade Gott den Armen, die auf beide angewiesen sind. Es war eine breite, baubrüchige Hütte mit durchlöchertem, verfallenem Dache, herausgetriebenen Wänden, die mehrere gegen die Bergwand gestemmte Balken vor dem Einsturz schützten, mit kleinen, schief gezogenen Fenstern, bei denen zum großen Theile gefettetes Papier die Stelle des Glases ersetzte. Vor Jahren hatte in diesen Wänden ein Mühlwerk geklappert. Der Großvater Imhof's hatte

noch darin gewohnt, bis er dem Bache eine bessere Richtung gab, eine neue, stattliche Mühle aufrichtete und die alte der Gemeinde verkaufte. Das Wasser ist ein gefährliches, eigensinniges und doch anhängliches Element. Der Müller kehrte seinem Hause den Rücken, das Wasser blieb der verlassenen Ruine getreu. Es sickerte, dem gewohnten Zuge folgend, fort und fort in sein früheres Bett, und bildete, da jede Ableitung fehlte, einen morastigen Sumpf, auf dem die Hütte mit den grün ausgeschlagenen Wänden und dem moosigen Dache wie ein Schneckenhaus saß, das von Tag zu Tag tiefer in den weichen Boden zu sinken schien.

Die Gemeinde ließ das Gebäude, wie sie es vorfand. Kein Kreuzer wurde auf Reparatur verwendet. Nur in dem ehemaligen Mahlraume hatte man mit Brettern einige nothdürftige Verschläge aufgerichtet, die sich gegen städtische Pferdeställe schämen mußten. Hier fand der Unglückliche, welcher der Gemeinde zur Last fiel, das von Imhof und seinen Freunden so hoch angeschlagene, dem Armen bei jeder Gelegenheit vorgerückte „freie Logis".

Die Leute sahen den Kaplan oft über die Steine und Bohlen steigen, welche die trügerische Wiese überbrückten. Sie schüttelten die Köpfe und lachten. Was wollte er mit dem Gesindel? Den barmherzigen Samaritan spielen? Es wird sich schlecht lohnen. Die Landleute werfen gern Alles in einen Topf und sind zu bequem und indolent, um den Armen und Unglücklichen

von dem Auswurfe und Abschaume der Menschheit zu trennen. Der Kaplan faßte die Sache bei der Wurzel an, mit Energie, den Undank nicht scheuend, und seit einem Jahre vollzog sich in dem grünen Inselhaus, das die materiell Gesunden wie eine Quarantäne scheuten, eine Absonderung, eine Revolution — im Kleinen der große Kampf der Welt, in dem sich die Extreme berühren, die Streiter des Lichtes und der Finsterniß sich begegnen.

Aus dem Kampfe im Armenhause, der an Heftigkeit der allgemeinen Geisterschlacht unserer Tage um keine Linie breit wich, gingen zwei scharf gesonderte Parteien hervor: Ober- und Unterwelt, Erheben und Verderben, Morgen und Nacht, Himmel und Hölle, wenn wir so sagen dürfen.

Im Erdgeschoß, wo früher das Mahlwerk stand, beherrscht ein alter Landsknecht — der Name Krieger wäre ein Mißbrauch — eine gemischte, verkommene, verthierte Bande von fünf bis sechs Köpfen. Der Söldling hat die Welt gesehen und die Kloaken des Lasters durchkrochen. Dem Auswurfe des Dorfes gegenüber spielt er den Helden. Als Junge den Eltern entlaufen, trieb er sich unstät durch die Länder, diente als Gaukler, Schnellläufer, Gauner, Roßkamm und Schleichhändler, zog, um den Griffen der Polizei zu entgehen, in das Feld, desertirte wegen gemeiner Verbrechen von Fahne zu Fahne und kämpfte zuletzt, ein entarteter Sohn der

heimathlichen Erde, in den Reihen der Franzosen gegen die eigenen Brüder, bis ihn ein Freiwilliger mit dem Kolben zum Krüppel schlug. Der Feind kümmerte sich nicht um den Verräther. Keine Kaserne, kein Invalidenhaus nahm ihn auf. Er vergriff sich an fremdem Eigenthum. Gensdarmen schafften ihn nach überstandener Strafzeit mit Zwangspaß über die Grenze, unbekümmert, wem er in die Hände fallen oder wie er sich zu seinem Heimathdorfe durchbetteln werde.

Die Getreuen im Mahlraum befanden sich heute in einem Zustande, der an Verzweiflung grenzte. Sie hatten das ganze Dorf abgebettelt, ohne eine Krumme Brod zu erhalten. Die Leute waren erbittert, die Erbitterung verschloß die ohnehin kargen Hände. Die Männer warfen sich, vom Hunger gefoltert, auf dem faulen Stroh herum. In den Ecken kauerten Frauenspersonen und zerrauften sich die schmutzigen Haare. Das unbestimmte Licht, welches durch die Mauerlöcher einfiel und sich an den triefenden Wänden spiegelte, ließ die verlumpten Gestalten noch phantastischer, das Elend und den Schmutz noch entsetzlicher hervortreten. Der Deserteur knirschte wie ein wildes Thier, dem die Kräfte zum Raube fehlen. Er vermengte die schrecklichsten Flüche aus allen Sprachen, jedes Wort war eine Blasphemie.

Langsam schob sich die am Lederriemen hängende Thüre auf, der himmlische Gruß drang von den Lippen des Geistlichen wie ein milder Lichtstrahl in den düsteren

Raum. Der Kaplan hatte sich im Finstern über die morschen, schlüpfrigen Bretter in die Mahlkammer hinabgetastet, trotz der dicken, widerlichen Atmosphäre, die ihm entgegenströmte, trotz der Flüche und Verwünschungen, die aus der Stätte der Verworfenheit drangen.

Der Landsknecht fuhr bei dem Friedensgruße, wie von einer Natter gestochen, empor. „Die Bauern sind wüthend, der verdammte . . . . trägt allein die Schuld. Lieber in die Prison, auf die Galeere, als hier verhungern!“ heulte er, raffte einen unsaubern Topf vom Boden und schleuderte ihn nach dem Priester. Dieser zog hastig die Thüre zu und suchte unter dem Klirren des Gefäßes, welches an den Brettern zerschellte, den Weg aus der dunkeln Herberge des Lasters und der Verkommenheit nach der Stätte des Friedens, die unter demselben Dache sich fand.

Es war eine sichtbare Erleichterung dieses Hinaufsteigen. Dem Auge leuchteten weißgetünchte Wände und ein sorgfältig gescheuerter, sandbestreuter Gang entgegen. An der Stiege empfing den Besuch ein greises Mütterchen mit gefalteten Händen und tiefen Knixen. Die Besorgte lispelte etwas von schlimmen Menschen und vom Nichthineingehen.

„Man befindet sich, Hausmutter?“ fragte der Geistliche, ohne weiter darauf zu achten.

„Wie im Paradies!“ versetzte diese kurz. Wer das sonnenhelle Lächeln sah, welches sich bei diesen Worten

über ihr faltiges Gesicht breitete, schenkte dem Ausspruche vollen Glauben.

„Nur immer hübsch Ordnung halten! Die Mutter ist die Seele des Ganzen und sie muß ....“

„Ei, Bischöfliche Gnaden!“ unterbrach ihn eine hagere Frauengestalt, aus der nächsten Thüre tretend, und machte eine feierliche Reverenz, die jeder Salondame zur Ehre gereicht hätte. „Bien venu — willkommen in unserem Hôtel! Treten Sie doch gefälligst ein! Sie bringen den Baron Mente mit? Ja? — Ach! er will mich überraschen, der lose Cavalier — er wartet gewiß im Vorzimmer.“

„Ich glaube nicht, Veronica,“ antwortete der Geistliche mild. „Du täuschest Dich.“

„Wie immer . . . wie immer!“ seufzte sie, schmerzhaft die Hände ringend, und tiefe Trauer legte sich über das blasse, abgezehrte Gesicht. „Es ist recht Schade! Wir speisten heute so köstlich. Kaiser Napoleon dinirte in der reizenden Villa Lindenhof am Bodensee bei Banquier Maier nicht besser und ich kochte damals. Sie müssen wissen, daß ich vier Jahre in Lindau und drei Jahre im englischen Gesandtschaftshôtel in München servirte. Ich wich keinem Koche — man zahlte mein Salair nach Hunderten.“

Der Kaplan wußte das Alles. Er wußte auch, daß ein nobler Müssiggänger mit dem Versprechen der Heirath das arglose Mädchen bethört hatte und sich

schließlich mit den Ersparnissen der Unglücklichen aus dem Staube machte. Sie verfiel in eine schwere Krankheit. Der Körper genas wieder, der Geist blieb getrübt. Sie wartet heute noch in Geduld, ohne jedes Gefühl der Bitterkeit auf den Baron. Sie sieht dabei in ihrer Umgebung lauter hohe Standespersonen und ist in Vertheilung ihrer Ehren und Würden nicht geizig.

Verone streifte die düstern Gedanken rasch wieder ab und bat auf's Neue mit einer graziösen Handbewegung: „Bischöfliche Gnaden, bitte gefälligst einzutreten!"

„Auf wenige Augenblicke, zu unsern Stammhaltern," bemerkte der Kaplan. „Ich muß heimwärts eilen, um einige dringende Geschäfte zu erledigen. Also hier, Hausmutter," fuhr er lächelnd fort und zog das Packet unter seinem Rocke hervor, „hier ist ein Kirchweihkuchen. Vertheilt ihn unter die Pfründner!"

„Also doch ein Kuchen?" rief diese staunend, mit strahlender Freude.

„Bettelei für einen Bischof!" warf Verone dazwischen. „Torten, Pasteten . . . warum denn nicht?"

„Und eine Flasche Wein," setzte der Kaplan bei und zog das Instrument nicht ohne Mühe aus seiner Rocktasche. „Nur austheilen! Es gibt schon noch brave Leute im Dorfe, die mich verstehen. Als ich nach der Vesper in mein Zimmer kam, stand beides auf dem Tische."

„Jedenfalls von der Gräfin Aarheim oder der Baronesse

Drexel," versicherte Verone allen Ernstes. „Das sind ausgezeichnet mildthätige Damen."

Mit einem „Vergelt's Gott!" trippelten die Frauen nach der Küche, um den empfangenen Auftrag zu vollziehen. Der Kaplan trat in die zweitnächste Thüre. Zwei Männer saßen sich in dem Stübchen auf den Bettstätten gegenüber. Man konnte sie nicht Greise nennen. Beide schienen weniger durch die Zahl der Jahre, als durch den harten Kampf des Lebens oder örtliche Leiden gebeugt und decrepid. Der Jüngere zeigte sich trotzdem frohen Muthes. Er ließ, leise durch die Zähne pfeifend, manchmal mit der Zunge schnalzend, eine lange Gerte statt der Peitsche durch die Luft sausen und hielt den Körper in lebhafter Bewegung. Es war ein Reiter auf der Bettstätte.

Der Andere studirte mit Hilfe einer Zwickbrille ernst und eifrig in einem alten Gesangbuche. Beide erhoben sich beim Eintritte des Geistlichen mit ehrerbietigem Gruße, er drängte beide auf ihre Plätze zurück.

„Schon wieder im Studium, Holzmacher? Wie geth's mit dem Befinden?"

„Immer vorauf, Hochwürden, nach dem Himmelreich. Ich las gerade von den himmlischen Freuden."

„Ein schönes Lied — he?"

„Ein Nothbehelf, Hochwürden, ein Nothbehelf!" meinte der Alte mit wehmüthigem Lächeln. „Das Lesen geht hart und der Verstand faßt schlecht. Als ich noch

Monate lang im Forste hauste und Bäume schlug, sangen mir die Vögel beim ersten Lichtstrahle des jungen Tages und beim letzten Blinken der niedergehenden Sonne Gottes Lob. Jetzt muß ich es mühsam in den vergilbten Blättern da zusammen klauben. Es thut sich zur Noth, aber das Wehen der Winde, das Rauschen der Eichen, das Schlagen und Wirbeln der Vögel verstand ich besser."

„Habt Geduld! Mit Gottes Hilfe kann Alles wieder kommen."

Der Holzmacher verneinte entschieden mit dem Haupte, während sich der Kaplan zu seinem Zimmerburschen wandte:

„Nun, Schwager, immer wohlauf?"

„Zu Befehl, Hochwürden! Ich fahre vier- und sechsspännig, reite Estafetten und Extraposten, wenn Sie mir die paar Rippen ersetzen können, welche mir ein bissiger Handgaul vor zwölf Jahren einschlug."

Der Postillon zog die Gerte respectvoll an die Seite und nahm, so gut es ging, Positur an.

„Mein Vater war ein berühmter Chirurgus, Schwager, aber das Kunststück bringt Keiner zusammen. Die Patienten aus allen Welttheilen würden einen solchen Mann mit Consultationen und Aufträgen erdrücken."

„Dann fände er den alten Bruder Liederlich gewiß nicht. Und doch, Hochwürden, einmal noch möchte ich blasen und fahren wie damals. Hurrah — Hopp, hopp! Das waren Zeiten! Tag und Nacht keine Ruhe, Geld

wie Heu, immer lustig, immer bei Durst." Der ausrangirte Postillon schlug sich mit der Faust vor die Stirne. „Und nicht einen Kreuzer zu sparen! — Es ist unverzeihlich. Wenn ich jetzt nur das Zehntel von dem Weine hätte, welchen ich vor fünfzehn und zwanzig Jahren bei Kirchweihen in meinem tollen Uebermuthe unter den Tisch laufen ließ! So ein Gläschen Elfer — das wäre heute ein Labsal für die morschen Knochen."

Auch der Holzhauer schmunzelte, wiewohl er in seinem Leben solchen feinen Wein niemals gekostet hat.

„Geduld!" mahnte der Seelsorger, sich verabschiedend. „Unsere Frau Obersthofmeisterin wird den Herrschaften sogleich aufwarten."

Die beiden Thüren öffneten sich zugleich. Der Kaplan trat in das anstoßende Zimmer. Verone erschien, einen Teller in der Hand, zwei Gläser Wein und zwei Stückchen Kuchen darauf.

Es gehört so wenig dazu, einen Menschen glücklich zu machen, ihn Krankheit, Armuth und Elend vergessen zu lassen. Die kleinste Gabe zur rechten Zeit, in der rechten Art, wirkt oft wunderbar. Wer in diesem Augenblicke die verklärten Gesichter der beiden Alten sah, hätte nie und nimmer geglaubt, daß sie seit Jahren die verlassenen Insassen des Armenhauses, die Parias des Dorfes, waren.

Der Kaplan stand am Lager des armen Jacob, den wir bereits kennen, und drückte ihm herzhaft die Hand.

Der Greis lag seit mehreren Tagen am Wundfieber darnieder. „Also gar keine Linderung?" fragte er theilnehmend. „Ich hoffte Besseres zu hören."

„Die Tage sind erträglich, Hochwürdiger Herr, die Nächte mein Fegfeuer auf Erden. Ich büße meine Sünden hier ab, anstatt drüben. Wie der liebe Gott will."

Der Kaplan fühlte den schnellen, fiebernden Puls des Kranken und untersuchte mit dem Blicke und der Hand eines Kenners das leidende, verstümmelte Bein. „Ihr müßt einen frischen Verband bekommen, Jacob, und das sofort."

„Heute nicht, Hochwürden, es ist Sonntag, Kirchweihe."

„Sind deshalb die Schmerzen erträglicher oder weniger? Je sorgfältiger und reinlicher wir die offene Wunde halten, desto eher Linderung, desto rascher Besserung."

„Es geht nicht!" widersetzte sich der Kranke fast ungestüm. „Gott im Himmel weiß es: ich darf und kann nicht. Sie haben mich aus dem tiefsten Elend gerissen, Sie haben mir das schwarze Fleisch, Eiter und Beulen vom Körper genommen, Sie kleiden mich, Sie nähren mich, Sie heilen, Sie pflegen mich, Sie geben mir Medicin . . . ."

„Still sein!" unterbrach der Kaplan unwillig den sprudelnden Redestrom. „Still oder ich gehe auf der Stelle!"

„Ja, so ist es," seufzte der Alte und Thränen traten in seine Augen. „Wenn ich die Wahrheit sage, zürnen Sie."

„Ich verbiete jede Aufregung," sprach der Geistliche ernst. „Dadurch wird Euer Zustand nur verschlimmert."

Die Hausmutter brachte die nöthigen Requisiten, Leinwand und Charpie. Wir wollen die Operationen, welche nun folgten, nicht beschreiben. Es möge genügen, zu erwähnen, daß die geschickte Hand des interimistischen Chirurgen erkennen ließ, wie er die im väterlichen Hause gesehene und geübte Kunst heute noch trefflich zu üben verstand.

Endlich war Alles bereinigt. Der Kaplan zog den abgelegten Rock wieder über und schickte sich zum Gehen an. „Also streng Ruhe halten!" mahnte er nochmals, „denn das ist halbe Genesung. Ich komme morgen oder übermorgen wieder und wenn ich einen Boten auftreibe, sende ich heute noch beruhigende Tropfen."

Der Patient befolgte die gegebene Weisung nicht. Er richtete sich vielmehr mit fast jugendlicher Kraft in die Höhe und brach schluchzend, die zitternden Hände hoch erhoben, in die Worte aus: „Nur Gott im Himmel kann Ihnen danken für das, was Sie an mir thun! Sie sind der wahre Tröster der Armen, Sie sind der barmherzige Samaritan des neuen Bundes, Sie sind ein Engel im Fleische . . . ."

Die Hausmutter war laut in diese Lobeserhebungen eingefallen, derjenige aber, dem sie galten, längst auf der Straße.

Als der Kaplan durch das Dorf ging, folgten ihm aus manchen Fenstern grimmige, wuthentbrannte Blicke, zornbebende Lippen wünschten im Stillen Fluch und Verderben auf ihn herab. Im Armenhause aber, das die Welt wie eine Giftpflanze scheute und wo er Director, Arzt der Seele, Curatus des Leibes, Krankenwärter, Doctor, Apotheker, barmherzige Schwester, Alles in Allem war — in diesem Armenhause flehten dankglühende Herzen zum Himmel empor um Gnade und des Himmels reichsten Segen für den würdigen Diener und Nachfolger des Herrn.

IV.

Ein Geiger zog von Land zu Land,
Um seine Kunst zu zeigen;
Was je ein Menschenherz empfand,
Das wußt' er vorzugeigen.

Er spielte leis', er spielte stark,
In Tönen vielgestaltig;
Sein Geigen drang durch Bein und Mark
Ergreifend, allgewaltig.

F. v. Sallet.

„Elf Uhr! — Feierabend!“ gebot der Brigadier mit rauher Stimme. Sechs Gensdarmen marschirten auf den Tanzboden, sechs Gewehre machten im Tempo klirrend bei Fuß. Ein mißtönendes Quicksen und die Musik

verstummte mitten im Tacte. Ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel. Die Paare, welche sich im Augenblicke noch im wirbelnden Dreher geschwungen hatten, standen erstarrt, wie versteinert. Sie glichen in dem fahlen Kerzenlichte, welches von den blechernen Wandleuchtern spielte und ein dämmeriges Halbdunkel schuf, Figuren aus Bronze. Erst allmälig kam die Masse wieder in Fluß. Die Mädchen lösten sich bestürzt und furchtsam aus den Reihen. Die Burschen schoben durcheinander, drängten vor und zurück, erbittert und ungewiß, wie sie dem kochenden Grimme Luft machen sollten. Dumpfes Murren ging durch die Reihen, da und dort stampfte ein Fuß zornig den Boden, Arme erhoben sich drohend. Der Kreis um die Gensdarmen wurde immer bewegter, immer enger.

Ein einziger Bursche blieb von der allgemeinen Aufregung, von dem Sturme, der im Anzuge schien, unberührt. Es war Joseph Geis. Männer und Frauen, die dem Tanzen zusahen oder sich bei Speise und Trank gütlich thaten — Alle hatten sich erhoben und trachteten neugierig nach dem Mittelpunkte, um dem Gange der Ereignisse näher zu sein. Geis blieb unbeweglich in dem Winkel sitzen, welchen er schon den ganzen Abend über behauptete und von dem aus er das ganze Zimmer übersehen konnte. Sein Auge ruhte träumerisch und sinnend auf dem halbleeren Glase, das die Hand spielend hin- und herbog. Ueber das frische, rosige Gesicht, welches Sonne, Wind und Wetter nicht

zu bräunen vermocht hatten, zogen düstere Schatten. Manchmal preßten sich die Lippen, wie einem inneren Schmerze gehorchend, bitter zusammen und die Stirne schob sich in krause Falten.

Warum tanzte der lebensfrohe Junge nicht? Standen doch verwaiste Mädchen genug an den Thürpfosten und Wänden herum, die sehnsüchtig nach einem Tänzer auslugten, wie bei den Bällen der vornehmen Welt die Damen, welche sitzen bleiben und mit süßsaueren Mienen die Seufzerbänkchen bewachen. Oder sollte diese elastische Gestalt, die durch ihre schöne Haltung, durch eine natürliche Anmuth, wie man sie bei Männern auf dem Lande selten findet, in die Augen fiel, des „Drehers" und des famosen „Langaus" unkundig sein? Niemand wird das glauben, wenn wir erzählen, daß Joseph Geis wie eine Lerche sang und seinen Jodler trotz dem Sohne der Alpen rein und glockenhell in den höchsten Lagen ausklingen ließ, daß er einem zarten Baumblatte, dem einfachsten Naturinstrumente, die herrlichsten Melodien entlockte, daß es tönte, wie Amselschlag im frischgrünenden Hage, und daß der Mundharmonika an seinen Lippen frisches, ungeahntes Leben entströmte und sie in allen Tonarten erklingen ließ wie ein Glockenspiel. Und dann — wie gewonnen, so zerronnen! Man wußte ja von jeher nicht weiter, als daß die Wilderer und Paßgänger, wie man die Schmuggler nannte, das um den Preis des Lebens erbeutete Silber im tollsten Jubel wieder zer-

schlugen. Eine Kirchweih war für die Leute seines Zeichens ein unschätzbarer Fest- und Jubeltag.

Während wir diesen Betrachtungen nachhängen, macht sich behende ein Mädchen aus dem schwärmenden, kreisenden Haufen los, ein schmuckes, schwarzäugiges Kind des Waldes, leicht und schlank wie ein Reh, gesund und blank wie eine Eichel, frisch und zart wie junger Tannensproß. Dieses Mädchen mit den reichen, kastanienbraunen Flechten, die sich leicht und gefällig um das schöne Haupt winden, wie es, den Zeigefinger auf den rosigen Lippen, schwebend auf den Fußspitzen, vor dem entscheidenden Schritte noch einmal scheu, fast furchtsam zurückblickt — ein Laubdach darüber, einen Blick auf Flur und Dorf, in die ferne, blaue Landschaft, und der Maler hat die reizendste Idylle, die sich sein Pinsel wünschen kann.

Zwei, drei hastige, lautlose Schritte und die Hand des Mädchens legte sich auf die des Träumers. Er zuckte zusammen, hob überrascht das Auge — dunkle, verrätherische Gluth flammte über sein Gesicht.

„Trutzkopf!" sprach das Mädchen. Der Vorwurf, welcher in dem Worte liegen sollte, verklang in der weichen, melodischen Stimme.

Er verneinte still mit dem Haupte.

„Ja, Trutzkopf!" wiederholte die Jungfrau und sah ihm fest und lieb in die hellblauen Augen. „Du wirst

wieder mehr schlecht als gut machen. Es gibt ja Mädchen genug zum Tanzen."

Ein schmerzliches Lächeln zog um die Lippen des Jünglings.

„Geh', es setzt heute ohnehin noch ein Unglück ab — Joseph, Du wirst sehen! Alle schreien und lärmen durcheinander, aber Keiner weiß zu reden."

Zum ersten Mal sah Geis nach der bewegten Gruppe, wohin die Hand der Jungfrau bedeutsam zeigte. Er zuckte mit der Achsel, als sei ihm die Geschichte überaus gleichgültig.

„Das Schreien und Streiten führt zu Nichts, Joseph! Die Gensdarmen warten den ersten Stoß ab, dann packen sie Einen um den Andern beim Kragen, um sich für den Schimpf vom vorigen Jahre zu rächen."

„Es wird wohl so kommen," meinte Geis. „Was kümmert's mich?"

„Geh' doch!" mahnte das Mädchen unwillig. „Die Schande fällt auf das Dorf, der Schaden bleibt uns... ... Joseph, wenn Du einmal vernünftiger Weise mit dem Brigadier reden wolltest?"

Joseph sah das Mädchen groß und starr an. Ein heftiges Zucken ging durch sein Gesicht, als er im Tone des tiefsten Vorwurfes hervorstieß: „So sehr ist Dir's um's Tanzen, Agathe?"

„Joseph ... Joseph! ..." Das Wort erstarb auf ihren Lippen. Ein plumper, vierschrötiger Bursche

hatte ihre Hand erfaßt und riß sie gewaltsam vom Tische.

Geis schnellte in die Höhe, um wie ein verwundeter Leoparde auf den Ungeschlachten zu stürzen und ihn zu Boden zu schmettern. Der flehende Blick, von einer Thräne verklärt, den Agathe zurücksandte, bannte ihn auf seinen Platz. Das harte Wort, welches er gesprochen, fiel ihm glühend heiß auf die Seele. Im nächsten Momente schon zog er sein Sturmband unter das Kinn, versicherte sich des Knickfangs in seiner Tasche und knöpfte den grünen Spenser zu, um dem Angreifer im Handgemenge keine Handhabe zu bieten. Er sprang nach vollendeter Toilette, wenn wir so sagen dürfen, vor, theilte den lärmenden Haufen mit starkem Arme, gebot wie ein Befehlshaber Ruhe und stellte sich dicht und direct vor den Stations-Commandanten. Dieser wich unwillkürlich einen Schritt zurück und umspannte sein Gewehr fester, als er auf den klaren, scharfen, ruhigen Blick des Jünglings traf. Er kannte seinen Mann und mochte im Geiste einen Ueberfall, schlagfertige Kameraden und versteckte Waffen ahnen.

„Herr Stations-Commandant!“

„Ah, Monsieur Geis! Hatte lange nicht die Ehre zu sehen . . .“

„Könnte darüber nicht klagen, Herr Commandant, aber Unsereins zieht es vor, zu sehen, statt sich sehen zu lassen.“

Der Gensdarm biß sich auf die Lippen, die Umstehenden lachten.

„Macht nichts zur Sache, Herr Commandant!" meinte Geis mit gutmüthigem Spotte, „deßhalb hab' ich doch eine Bitte an Sie."

„So?" Der Gensdarm zog verächtlich den Schnurrbart in die Höhe, als wollte er sagen: „Ein schöner Vorsprecher!"

„Ich habe nicht getanzt, wie Sie sahen, und tanze nicht, Herr Commandant, aber für meine Kameraden und die Mädchen da möcht' ich ein gutes Wort einlegen. Es war den ganzen Abend die schönste Ordnung, kein Juhschrei kam aus der Kehle um der Ruhe willen. Wenn Sie das dem Herrn Landrichter melden wollten, wird er's gewiß nachsehen, wenn Sie ein Stündchen zugeben."

„Keine Sekunde!"

„Herr Commandant, haben Sie ein Einsehen! Man muß im Leben ab- und zugeben — es geht nicht anders."

„Punkt elf Uhr! So lautet meine Ordre und dabei bleibt's."

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Mein erstes und mein letztes."

Es entstand eine drohende Bewegung ringsum. Geis richtete sich kerzengerade in die Höhe und gebot mit lauter Stimme: „Keine Gewalt, Kameraden! Unsere

Uebermacht ist zu groß. So ein halbes Dutzend Gensdarmen — je, was wäre denn das?"

Der hellste Hohn klang aus seinen Worten. Die Gensdarmen gruben die Fäuste tiefer in die Gewehrläufe, die wettergebräunten, harten Gesichter liefen dunkelroth an vor Zorn, aber keiner wagte es, eine trotzige, herausfordernde Antwort hinzuwerfen.

„Wir haben nun gute Wort' genug ausgegeben — verstanden?" fuhr Geis fort, „jetzt thun wir, was uns beliebt. Wer kann mir verbieten, unter Gottes freiem Sternenhimmel zu pfeifen und zu singen? Wer Euch, Kameraden, auf der Wiese zu springen und zu tanzen? Ha, den möcht' ich sehen! Auf, Kameraden, mir nach!"

Diese Worte schlugen durch, wie frisches Zündkraut. Endloser Jubel erscholl, die Gensdarmen, düpirt vor aller Welt, kochten vor Ingrimm und Wuth.

Ein heller, intelligenter Kopf, dem überdies Muth und ein kräftiger Arm zur Seite stehen, findet in allen Lagen des menschlichen Lebens seine Verwerthung. Er weiß den rechten Moment zu fassen, sich geltend zu machen, man zollt seiner Ueberlegenheit Anerkennung, untergeordnete Geister folgen blindlings seiner Führung. Die reichsten Bauernburschen, die sonst den Habenichts, der nicht eine Hufe Land sein Eigen nannte, den Wilderer und Pascher, über die Achseln anzusehen beliebten, drängten sich heute herbei, um ihm dankend die Hand zu bie-

ten. Geis war mit einem Male der Held des Abends, der Herr und Meister der Situation.

„Auf! Paar an Paar!" gebot Geis wieder, die Mütze schwingend. „Gläser und Flaschen mit, so viel Ihr tragen könnt! Und schenkt der Wirth keinen Wein mehr — der Krämer hat Branntwein und Zucker. Wir brauen Grog und Krambambuli, wie die vornehmen Herrn, wenn sie vor dem Schlafengehen ihre überladenen Bäuche beruhigen wollen. Also — Achtung!"

Von der Mundharmonika ertönte in vollen Accorden der „Jäger aus Churpfalz" und weckte den lebhaftesten Wiederhall. Der Zug setzte sich in Bewegung und jubelnd, singend und tanzend zog das junge Volk hinab auf die Wiese.

Es ist ein altes Sprichwort: Wer gerne tanzt, dem ist gut aufspielen. Beim Klange der Harmonika, bei den schlichten Melodien eines Baumblattes wirbelten und drehten sich die Paare lautlos dahin, wie ein Geisterreigen. Freude erglänzte auf den erhitzten, vom Monde bestrahlten Gesichtern. In der dämmerigen, heißen Gaststube war es ein Tanzvergnügen, auf dem freien Plan, unter dem weiten Himmelszelt, war es eine unendliche Lust, der das Verbot und die glückliche Umgehung des Verbotes einen eigenen Reiz, die höchste Seligkeit der Freude verliehen.

Geis staunte nicht wenig, in einer Pause den Wirth in Schlangenwindungen auf sich zukommen zu sehen.

Schlosser ließ nämlich, um allen Fatalitäten auszuweichen, auf der Wiese nicht ausschenken. Wer trinken wollte, mußte sich selbst bedienen und seinen Wein in der Wirthschaft holen, wo die Gensdarmen noch immer Schildwache standen. Schlosser stellte sich so, daß seine Bewegungen vom Hause aus nicht gesehen werden konnten, zog Flasche und Glas unter der weißen Schürze hervor und kredenzte dem fleißigen Musikanten vom „Besten," den er im Keller führte.

„Profit Joseph!"

„Danke schön, Herr Gastgeber!"

Er that Bescheid und gab das Glas zurück.

„Brav gemacht, Joseph! Ha, ha! Hast die Grünlinge heimgeschickt, wie noch Keiner im Walde. Bist halt ein Tausendsasa!" belobte Schlosser mit feinem Schmunzeln.

Joseph gab keine Antwort. Er suchte vergebens den Blick des Lobredners zu fassen und sah finster nieder auf den scheuen Mann mit den verdeckten Augen. Es wurde ihm heiß bei dem Gedanken an die schnöden, höhnenden Reden, welche der Wirth und dessen Freunde seinem alten Vetter in der Gemeindeversammlung gegeben hatten.

Dem Wirthe entging die drohende Bewegung auf dem Gesichte des Jünglings. „Könntest manches schöne Stück Geld verdienen, Joseph!" setzte er zutraulich bei und wiegte verheißend das Haupt. „Du kennst alle Schleich-

wege, bist vorab ein sicherer Schütze . . . . Du darfst nur wollen . . ."

„Ich gehe meinen Pfad allein," versetzte Geis kurz und bestimmt. „Das beste Compagnie-Geschäft taugt in solchen Dingen nichts."

„Wer sagt denn davon? — Du gehst Deinen eigenen Pfad und Andere bezahlen." Der Wirth trat einen Schritt näher. Seine Stimme dämpfte sich zum Flüstern, sein falsches Lächeln wurde immer geheimnißvoller. „Es gilt ein seltenes Stück Wild, Joseph — jeder Schuß eine Krone!" *)

Das Geschäft, der Verdienst, die Lust am Wagen und Gelingen ließen im Momente jeden andern Gedanken bei Geis in den Hintergrund treten. „Roth-, Schwarz- oder Raubwild?" fragte er. „Ich liefere zur ausgemachten Zeit ab oder das bedungene Schußgeld verfällt."

Ein teuflisches Grinsen spielte um die schmalen, blutleeren Lippen des Wirthes. „Raubwild!" hauchte er mehr, als er sprach, — „ächtes, zweibeiniges Raubwild, das uns allen schadet! Du allein bist der Mann für den Meisterschuß."

Dem Wilderer schien plötzlich ein Gedanke aufzugehen. Ein Leuchten flog über sein Gesicht, er beugte

---

*) Das Geld hatte damals im Walde hohen Werth. Um wenige Gulden kaufte man ganze Grundstücke.

sich vor, seine scharfen, durchdringenden Augen schienen in den verschlossenen Zügen des Wirthes zu lesen. Seine Rechte legte sich schwer auf die Schulter des Verführers und er sprach ohne Rückhalt, mit scharfer, drohender Betonung: „Wenn Ihr etwa den Schulmeister oder den Kaplan umkreisen und prellen wollt, so seid auf der Hut! Wer Einem von diesen ein Haar krümmt, dem zeigt mein Stutzen den Weg und sei's zur Hölle."

Der Wirth zuckte zusammen, wie von einem unsichtbaren Schlage getroffen. „Lump — elender!" knirschte er zwischen den Zähnen, machte sich mit einem heftigen Rucke von dem Griffe des Burschen los und verschwand unter dem jungen Volke.

Dieses kurze, bedeutsame Zwiegespräch war in dem allgemeinen Freudentaumel von Niemand beachtet worden, als von Agathe, des Schulzen-Schwagers einziger Tochter, die zur Seite stand. Ihr Tänzer, der weitbekannte Straßbacher, ein eben so reicher als dummstolzer und brutaler Bauernsohn vom Dorfe über dem Berge drüben, hatte sie für den Moment verlassen, um sich im Wirthshaus gütlich zu thun. Agathe galt allgemein als dessen Verlobte. Die Heirath mit dem reichen Burschen war das Project und Machwerk ihres Vaters, seine liebste und höchste Idee. Agathe ahnte in ihrem klugen Sinne recht wohl, daß der verschlagene Wirth mit Joseph nichts Gutes im Schilde führe. Sie folgte darum mit gespannter Aufmerksamkeit, in stiller Beklemmung jeder Bewe-

gung und als der Alte wie im Sturme sich aus dem Staube machte, da athmete sie tief auf. Sie wußte seinen Anschlag gescheitert und sandte dem Jugendgespielen einen stolzen, strahlenden Blick des Dankes zu, wie ihn nur das Auge einer liebenden Jungfrau geben kann. Im nächsten Augenblicke stand dieser an ihrer Seite. „Nun, Agathe," meinte er, als sei nichts vorgefallen, „nicht wahr, der Landstreicher ist doch zu Etwas gut?"

„Du bist kein Landstreicher," versetzte das Mädchen ernstlich eifernd. „Du bist mehr werth, als zehn solcher Lümmel, wie mich seit Stunden Einer herumzerrt."

„Stoß' den Prahler von Dir! Ich fechte den Streit aus — Du wirst sehen!"

„Um Gottes willen — nur nicht!" bat Agathe mit allen Zeichen der tiefsten Angst. „Du kennst meinen Vater nicht . . . es gäbe Mord und Todschlag . . . ich würde das unglücklichste Geschöpf von der Welt. Nein, lieber elend werden mein Leben lang! . . . Ach, Joseph, wenn Du wüßtest!" rief das Mädchen in fliegender Hast und suchte vergebens die Gefühle seines Herzens zu bewältigen.

„Was hab' ich Deinem Vater gethan?" fragte Geis dumpf, im tiefsten Ingrimm, und in seinem Auge glühte tödtliches Feuer. „Was will er mir sammt diesem Großhansen, wenn ich einen Reihen mit Dir tanze?"

„Dir nicht!" seufzte Agathe zum Herzbrechen, mit strömenden Thränen im Auge, — „Dir nicht, — aber

mir . . . mir! Er hat mir befohlen, mit keinem andern Burschen zu tanzen, als dem Straßbacher, er hat bei Gott und allen Heiligen geschworen, mir Arm und Bein entzweizuschlagen, wenn ich Dich nur ansehe . . ."

Ein schriller, gellender Schrei entfuhr dem Blatte, welches noch immer auf der Unterlippe des Jünglings lag. Alle sahen sich erschreckt um. Agathe bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und eilte hinweg, Joseph gewann seine ganze Fassung wieder. Der Schrei schien nur das Vorspiel, der Uebergang zu einer sausenden, furiosen Melodie, die seinen Lippen fessellos entströmte. Sie klang schneidend und stöhnend, wie von tödtlichem Schmerze durchtobt, hetzend und gehetzt, wie die wilde Jagd, grausig wie eine dämonische Hatze. Sein Auge glühte, sein Körper vibrirte, wie das lebendige schmetternde Blatt, die Paare flogen wie gepeitscht in wilder Hast dahin. Plötzlich, mitten im Reigen, mit einem einzigen, gellenden, Mark und Bein erschütternden, lang gedehnten Schrei, der wie das Echo eines gebrochenen Herzens klang, verstummte das wilde Spiel, wie es begonnen. Die Tänzer stürmten, sich erholend, lachend herbei — ihr Musiker war spurlos vom Platze verschwunden. —

V.

Hassen ist: in's Herz den Tod
Mit dem Athem ziehen,
Seh'n nur halb des Morgens Roth,
Halb der Blumen Blühen.

Gleim.

Wenn alle Mühl- und Hammerwerke in dem wildromantischen Elsawa-Thale schwiegen und in stiller Andacht den hehren Feierklängen lauschten, die durch die Baumkronen, über die saftiggrünen Matten zogen, so hob und senkte sich rastlos wie eine Wasseruhr, vom Morgen bis zur Nacht und von der Nacht bis zum Morgen, das steile Hauptrad des Meisters Imhof trotz Weihnachtsbaum und Osterlied, trotz Pfingstkerzen und Kirchweihfest. Der Meister schüttete an solchen Tagen selbst die Frucht auf, faßte selbst Mehl und Kleie aus und nahm die Mitze, während die Mahlknechte feierten oder ihrem Vergnügen nachgingen. Er hatte dabei seine königliche Freude, wie er sagte, wenn sich die Leute über seine Geschäftigkeit und das Klappern des Werkes an den höchsten Festtagen ärgerten. Auch heute hob und senkte sich das Rad wie immer, faßte Schaufel um Schaufel Wasser und stürzte es, die Höheschneide übersteigend, wieder hinab zu den aufgeregten, schäumenden Wellenschwestern, daß man in der Stille der Nacht das Fallen und Brausen weit, weit in das Thal hinein vernahm, bis es in der Ferne in leisem Murmeln erstarb.

Die Gensdarmen hatten längst ihren Heimweg an-

getreten, das junge Volk hatte die Ruhe gesucht, die Wiese lag still und öd. Nur in der rastlosen Mühle webte im Verborgenen ein geheimnißvolles Leben, das sich durch keinen Pulsschlag, durch keinen Lichtstrahl, der aus einer Ritze drang, der Außenwelt verrieth. In der Mahlkammer saßen nämlich Maler Hochgesang und Meister Imhof, der heute das Geschäft selbst versah, bei dem matten Scheine einer Handlampe, die vom Gebälke hing, einander auf umgestürzten Fruchtsäcken gegenüber. Der Müller sah in trübseligem Schweigen vor sich hin, wenn er nicht dem großen Weinkruge zusprach, der am Boden stand, oder der Arbeit nachging. Der lebhaftere Maler bewegte die Lippen in stillem Selbstgespräch, das er manchmal mit heftigen Gesten und Bewegungen unterstützte, und sah in der Viertelstunde wohl zehnmal nach der Thüre.

Endlich ließ sich von der Wasserseite her der heisere Ruf eines Käuzchens vernehmen. Der Hausherr schlich vorsichtig hinaus und kam mit Schlosser wieder zurück, den er durch die Hinterthüre eingelassen hatte. Der Wirth setzte zum ersten Mal für heute sein kölnisches Pfeifchen an der Lampe in Brand und ließ sich, ermüdet von des Tages Last, gleichfalls auf einen Stümmel Frucht nieder, den er nach der Mitte zog. Sie boten einen unheimlichen, abenteuerlichen Anblick, diese drei Männer, wie sie unter der dämmerigen, schaukelnden Lampe auf den niedrigen Sitzen kauerten und der mit jedem

Stoße des Mühlwerks wechselnde Reflex des Lichtes über ihre finstern Mienen hin- und herzuckte und sie wie mit Feuer tätowirt erscheinen ließ.

In einer Mühle über dem gewaltigen, kreisenden Wellbaume des Kammrades zittert und bebt Alles. Das ganze Werk rüttelt und rasselt von oben bis unten mit aller Vehemenz, der Boden zuckt convulsivisch und läßt feinen Mehlstaub wie Rauch aufsteigen, die Räder rauschen, die Mauern vibriren und tremuliren, wie von einer halblauten, summenden Melodie durchklungen, und selbst die Wassertropfen, welche an ihnen niederträufeln, zittern, von innerem Beben erfaßt, und blinken in dem beweglichen Lichte wie flüssiges Silber. Die Mahlkammer war darum zu einer Berathung, die das Tageslicht scheute, wie geschaffen. Der Lauscher mag sein Ohr an die feuchten Wände drücken, er wird sich vergebens quälen. Muß man doch bei dem Rütteln und Klappern des Werkes, bei dem Tosen des Wassers und dem Rauschen der Räder daran gewöhnt sein, um ein lautes Wort, in nächster Nähe gesprochen, zu verstehen. Diese Sicherheit schienen die drei Bundesgenossen zu kennen und zu theilen, denn sie legten sich bei der lebhaften Unterhaltung, die mit dem Eintritte Schlosser's in Fluß kam, nicht den geringsten Zwang an.

„Euer Wohlsein, Herr Gastgeber!" rief Imhof und reichte dem verspäteten Gaste das volle Glas. „Jetzt kommt die Reihe an uns und an unsern Tanz. Sackerlot!

Ihr habt noch in der letzten Stunde Euere Rechnung auf der Wiese gefunden und dürft Euch bei dem verteufelten Blattpfeifer nicht schlecht bedanken."

„Ja, den Hirnkasten will ich ihm einschlagen, wie einem tollen Hunde!" knirschte der Wirth und schleuderte das mit einem Zuge geleerte Glas auf den Boden.

„Was? Er hat unsern Vorschlag nicht angenommen?" fuhr der Maler heftig auf und vergaß in seiner Bestürzung, den breiten Mund zu schließen.

„Angenommen? — Ha, ha! — Was kümmert sich ein Findling um die Gemeinde? Der Landstreicher hat keine Heimath, er wechselt sein Nest zu jeder Zeit und Gelegenheit, wie das Strichwild im Walde. Man sollte den Jungen sammt dem Alten zum Dorfe hinaushetzen."

„Ich fürchte, ich fürchte immer," meinte der Maler nachdenkend, „wir haben dem Burschen bei der letzten Gemeinde-Versammlung auf die Füße getreten und uns selbst des besten Schützen beraubt."

„Laßt mich nur aus!" wehrte sich der Müller unwirsch. „Was können wir eigentlich von dem Bettelbuben selbst um blanken Lohn verlangen, wenn die ersten Bauern uns feig im Stiche lassen, sobald man Miene zum ernsten Vorgehen macht? Ich habe dem großmäuligen Hansen, dem Schulzen-Schwager, der bei jedem Pfifferling das große Wort führt, die ganze Nacht zugeredet und ihn endlich zu meiner Thüre hergeschleppt.

Bis ich aber öffnete und mich umsah, war der Großhans — im Dunkel verschwunden. Ha, ha!"

„Es ist richtig," bestätigte Hochgesang und zuckte bedenklich die Achseln; „ich hab' es selbst erprobt. Beim Weine bekommt der Mensch Muth. Ich ließ fest einschenken, ich bearbeitete im Laufe der Stunden zehn, zwölf, zwanzig Bauern. Sie tranken, lärmten und schlugen dröhnend auf die Tische; sie pochten auf ihre Stärke, prahlten mit ihren Heldenthaten. Ein Handstreich, Gewalt gegen Gewalt — Alle stimmten bei, aber Keiner — wollte zuerst Hand anlegen."

Schlosser hatte sich wohl gehütet, die Drohung des Wilderers zu wiederholen, aus Besorgniß, der Müller und Hochgesang möchten von dem Complotte zurücktreten. Um so eifriger benützte er einen andern Ausspruch des Jünglings, der ihm bei der offenbaren Entmuthigung seiner Gefährten ganz am rechten Platze schien. „Es ist vielleicht gut so, Männer!" tröstete er, bedächtig mit dem Haupte wiegend. „Große Compagnie in solchen Geschäften taugt nichts. Wir haben das Herz auf dem rechten Flecke, aber wer steht uns für die Andern? Ein einziger Tropf, dem das Gewissen wackelt — er verräth den ganzen Anschlag und wir sitzen in der Patsche."

„Das hat seine Richtigkeit!" stimmte der Maler bei, wieder frischen Muth schöpfend. „Lassen wir also die feigen Seelen laufen, Männer! Wir drei fürchten den Herrn Diabolus selber nicht, wir kennen uns, wir

können auf einander trauen und bauen, wir theilen uns allein in den ganzen Plan. Und ist das Werk glücklich vollbracht, so regieren wir das Dorf, die Schule und die Kanzel und die Memmen sollen vor uns kriechen, wie Hunde vor der Hetzpeitsche."

„Vorsicht — nur Vorsicht!" mahnte Schlosser mit warnend erhobener Hand und aus seinen schmalen Augen blitzte ein tückisches Feuer. „Wohl wahr, wir sind die Triebfedern, wir stürzen die Feinde der Gemeinde, wir halten die Zündfäden in der Hand, aber — wir dürfen uns nicht brennen."

„Ja, ja! Vorsicht heißt's freilich," meinte der Müller nicht ohne tiefes Bedenken.

„Es gibt schlechtes Gesindel genug," fuhr der verschlagene Rathgeber fort, „das sich um ein paar Kronen in's Feuer schicken läßt. Es dingt sich Jeder ein taugliches Werkzeug, einen Helfershelfer, der den Namen des Zweiten und Dritten nicht zu wissen braucht."

Der Müller stimmte sofort bei und schenkte seinen Gästen frisch ein, hoch erfreut, daß nur der Geldbeutel in Mitleidenschaft kam und seine werthe Person aus dem Spiele blieb.

Auch der Maler gab seinen Beifall. „Und wie schön!" rief er, in die Hände schlagend, und sah Mann um Mann triumphirend in die Augen. „Ich habe meinen Patienten bereits nach diesem Recepte behandelt. Der alte Loisl hat dem Landrichter in meinem Namen einen

Rehbock in die Küche practiciret, die Köchin hat ihn arglos ab- und angenommen, er wird verspeist und in acht Tagen ist eine Anzeige bei der Regierung wegen Annahme von Schmieralien und Bestechung. Was ist gewettet? Seine Versetzung gilt's gewiß."

Der reiche Müller blieb im Renommiren nicht gern hinter irgend Jemand zurück. Er konnte den Triumph des Malers nicht verwinden. „Und der Geis, der Betteljunge, mag wollen oder nicht," prahlte er und schlug sich mit der Faust auf die Brust, „den Schulfuchser nehm' ich auf meine Kreide. Der schwarze Jos von Neudorf hat auch Pulver gerochen. In seiner Schmiede brennt Wochen lang kein Feuer, seine Gurgel ist immer trocken, er treibt sein Geschäft im Wirthshaus. Ich hab' 500 Gulden auf seiner Hütte stehen — seine Kugel gehört mir. Er muß wollen oder ich verkaufe ihm die Baracke über dem Kopfe."

„Der schwarze Jos!" lachte Schlosser mit leichtem Hohne. „Es wird nicht viel Zwingens brauchen — ich kenne den Bruder Liederlich."

„Also!" resumirte Hochgesang in der Freude seines Herzens, — „also ist Alles in Ordnung bis auf die heilige Hochwürden und den Herrn Gastgeber. Nun, Schlosser?"

Der eckige Kopf des Wirthes senkte sich noch tiefer in die breiten Schultern, seine Stimme klang wie aus dem Grabe, als er langsam, mit einer — man könnte

sagen — dämonischen Feierlichkeit entgegnete: „Die Hochwürden hat gestern den Schandpfahl in mein und meines Kindes Herz gestoßen. Ha, beim Satan! Das hat er mir nicht umsonst gethan. Ich schlage ihn mit denselben Waffen. Ich bringe ihn nicht vor den Armenpflegschaftsrath, aber ich stelle ihn an den Pranger vor dem ganzen Dorfe, vor der ganzen Welt.“

Eine teuflische Freude leuchtete über die Züge der beiden Zuhörer, denn zugleich erfaßten und durchschauten sie den schwarzen Plan ihres Gefährten.

„Ihr sollt sehen!“ fuhr dieser mit erhobener Stimme, jede Silbe betonend, fort. „Die Spatzen-Ricke lacht zu einer falschen Anklage, sie lacht zu einem falschen Eide. Zehn für einen Gulden! Dazu ist sie schön, gewandt und weiß sich zu verstellen. Ihr Bruder gibt ihr das Geleite. Mein Handel ist schon geschlossen. Zehn Kronen und freie Reise zum Ordinariat. Ja, Männer, Ihr sollt den Schlag sehen, der den scheinheiligen Augenverdreher in den Sand streckt!“

Der Alte war in seiner Erregung aufgesprungen und hatte die Hand wie zum Schwure erhoben. Seine Gefährten folgten, ihre Hände fanden sich, nicht zum deutschen Handschlage der Treue und Ehre, sondern zum Bunde der Hölle. Sie stellten ihre teuflischen Pläne noch bis in's Einzelne fest und schieden erst von dem Hausherrn, als der erste Tagesschimmer im Osten heraufdämmerte, ungesehen, wie sie gekommen waren, aus der Mühle. —

VI.

Ruht sanft, ruht sanft, ihr matten Sorgen!
Der Himmel lenket euren Kahn,
Beglänzt vom schönsten Frühlingsmorgen
Kommt er vielleicht im Hafen an.

Die Vorsicht hat sich vorbehalten
Der Stunde Loos, die Wahl der Zeit;
D'rum laßt nur still die Vorsicht walten,
Sie waltet schon von Ewigkeit.

Creuz.

Eine Katastrophe, die zerschmetternd niederfährt, kommt selten allein. Wir finden diese Erscheinung im Leben Einzelner, im Leben ganzer Familien, so wie in der Geschichte mächtiger Völker und Reiche mehr als bestätigt. Das Unglück zieht an, wie die Eisenspitze des Blitzableiters das electrische Feuer, es sammelt sich, es scheint förmlich auf Verstärkung zu warten, um mit vereinten Kräften, in fliegender Eile, nach allen Seiten hin loszubrechen. „Das war ein Unglückstag!" seufzen alte Leute, wenn sie in den losen Blättern ihres Gedächtnisses stöbern und den schwersten Stunden ihres Lebens wieder begegnen. „Blinder Zufall!" behaupten die Freigeister und schlagen der Welt der Unaufgeklärten übermüthig ein Schnippchen. „Traurige Verkettung unvorhergesehener Umstände!" schreibt der Historiker, wenn er die Geschicke der Völker mit tiefem Ernste der Nachwelt überliefert. „Der mahnende oder strafende Arm des Herrn!" sagt der Christ in seinem stillen Sinne und macht sich ein Notabene. Wie dem nun auch sei, zu

dieser Anziehungskraft des Unglücks tritt noch ein zweites Phänomen, das sich eben so wenig wegdisputiren läßt. Das Unglück kündigt sich an, es sendet seine Vor- und Sturmboten. Namentlich auf dem feiner gestimmten, zarten Geschlechte ruht es lange vor dem Losbruche mit ängstlichem Bangen und bleiernem Drucke, wie ein Alp, und selbst kräftige Männer vermögen sich diesem beengenden, unsichtbaren Etwas nicht immer zu entziehen. Man findet die Situation befremdend, lästig, unbegreiflich, man sucht vergebens den unfaßbaren Feind abzuschüttelen. Nach Tagen und Wochen, oft nach Jahren erst fällt es wie Schuppen von unsern Augen und man erkennt nun klar und deutlich das Aufziehen, das Zünden und das Einschlagen des verheerenden Wetters.

Eine solche gedrückte, ahnungsvolle Stimmung hielt etwa drei Wochen später den Lehrer und seine Frau durch einen ganzen Abend umfangen. Die Kinder und Dienstboten hatten seit Stunden die Ruhe gesucht, Vater und Mutter waren emsig und thätig trotz der vorgerückten Nacht. Der Lehrer, ein außergewöhnlich großer und stattlicher Mann, ein Bild deutscher Schönheit und Männlichkeit, dessen Porträt jetzt noch in mehreren Familien der benachbarten Stadt bewahrt wird, pflegte, da er zugleich Verwalter eines bedeutenden Kirchenvermögens war, bis in die tiefe Nacht hinein zu arbeiten, um mit seinen Rechnungen und Schreibereien current zu bleiben. Diese Berufstreue pflanzte den Keim zu einem tödtlichen

Brustleiden, das ihn frühzeitig der Gattin und den unmündigen Kindern entriß. Letztere, ein blondes, munteres Frauchen, dessen blaue, verständige Augen, dessen milde, sanfte Züge, dessen schlichtes, anmuthiges Wesen auf den ersten Blick einnahmen, leistete gewöhnlich dem thätigen Gatten Gesellschaft, weil sie nach ächt deutscher Hausfrauenart Alles für ihre kleinen Trabanten selbst strickte, spann und nähte. Heute feierte das Strickzeug, ihre Hände ruhten im Schoße. Sie sah in stiller Besorgniß und Erwartung auf den Gatten, der plötzlich und mit einem Rucke die ganze Schreiberei zur Seite schob, die Feder hinter das Ohr steckte und die lange Pfeife zur Seite stellte, um zum so und so vielten Mal einen Brief zu überfliegen, den im Laufe des Nachmittags ein Bote gebracht hatte und der offen vor ihm auf dem Tische lag. Er las, vielleicht ohne es zu wissen, Wort für Wort langsam und halblaut vor sich hin, als wollte er sich jede Silbe noch einmal vergegenwärtigen und möglichst klar machen:

. . . „Bis diese Zeilen in Ihre Hände gelangen, bin ich bereits mit Extrapost auf dem Wege zur Regierung. Man hat auf listige Manier einen Rehbock in meine Küche und in die Hände meiner Köchin zu practiciren gewußt und darauf eine schlechte, niederträchtige Denunciation wegen Bestechung gebaut. Die Anklage in Händen, mache ich mich sofort auf, um persönlich das

Lügengewebe zu zerreißen. Im Uebrigen glaube ich mich nicht zu täuschen, wenn ich in Ihrem Dorfe die Quelle des perfiden Streiches vermuthe. Ich bitte Sie daher, ohne irgend Jemand in Mitwissenschaft zu ziehen, in meinem Interesse genaues Augenmerk auf die dortigen Vorgänge richten zu wollen, um mir die Spur der falschen Denuncianten entdecken zu helfen. Bald und mit Dank Ihren gütigen Nachrichten entgegensehend,

Ihr

ergebenster

Landrichter Gesler."

„Diese Vermuthung dürfte freilich nicht irrgehen," meinte der Lehrer für sich. „Es ist mir, als sähe ich hinter dem durchsichtigen Gewebe das falsche, verschmitzte Gesicht des Malers in Mitte seiner Parteigänger hervorgrinsen."

„Siehst Du nun, Vater!" mahnte die Lehrerin und erhob warnend Stimme und Hand. „Ich hab' ja immer und immer behauptet: Zu scharf schneidet nicht!"

„Wie — was? — Evchen!" fuhr der Lehrer fast ungestüm auf. „Du willst damit doch nicht gesagt haben, daß ein rechtschaffener Mann gegen sein Gewissen handeln, Amt und Pflicht mit Füßen treten soll — um einiger Schurken willen oder der Rache wegen, die sie ausbrüten mögen? Der Herr Landrichter geht streng

durch und das thut Noth, aber er meint es gut und brav mit der Gemeinde und hat bis jetzt wenigstens immer den rechten Weg eingeschlagen."

„Es mag wohl sein," meinte die Lehrerin begütigend, aber voller Zweifel und offenbar von den Worten ihres Gatten nicht überzeugt. „Er mag auch Recht haben, aber die Bauern insgesammt könnten ihn vergiften. Es muß doch irgendwie happern!"

„Daß ich nicht wüßte! Geht es denn andern Leuten besser?"

„Freilich nicht! Du meinst es gewiß gut mit der Gemeinde und thust den Bauern zu Gefallen, was nur an den Augen abzusehen ist . . . und trotzdem tragen die Leute einen Zorn und einen Haß gegen uns in sich, von dem Du keine Ahnung hast. Nur die Kleinen, die Kinder, sind dankbar für Deine Güte, und umschwärmen freudig den Freund, wo sie ihn erblicken. Aber die Eltern? . . Ich will mich nicht rühmen, ich begehre auch keinen Dank, aber das Herz möchte Einem bluten, wenn Leute, denen man mit seiner letzten Flasche Wein einen stärkenden Trank bereitete und sie nahezu dem Tode entriß, beim Begegnen sich gehässig abwenden oder verächtlich ausspucken."

„So ist's recht!" rief der Lehrer freudig und gehoben. „Dadurch gewinnt das Almosen den rechten Werth und Gotteslohn. Und ich bin überzeugt, wenn derselbe Mann wieder in dieselbe Lage kommt, so wirst

Du abermals der letzten Flasche den Hals brechen und Dir und uns des Himmels Segen nicht verscherzen . . ."

Die Mutter nickte und lächelte still beglückt.

„Im Uebrigen," hob der Lehrer nach kurzer Pause wieder an, „sind wir nicht allein gehaßt und nicht allein verfolgt. Der Herr Kaplan ist gewiß ein würdiger Priester, ein rastloser Arbeiter im Weinberge des Herrn, sein Ruf rein und fleckenlos wie frisch gefallener Schnee, seine Mildthätigkeit und Aufopferung unbegrenzt . . und doch und doch . . ."

„Da tritt wieder ein anderes Spiel auf," behauptete die Lehrerin. „Die Alten lassen den Herrn Kaplan gern handthieren und predigen, so viel er Lust hat, aber die Jugend, die sogenannten Aufschößlinge würden sich, wenn's ohne Gefahr geschehen könnte, jeden Augenblick an seinem Leben vergreifen."

„Also gut!" entschied der Lehrer mit muthwilligem Spotte. „Die Sache gleicht sich aus. Der Kaplan und meine Wenigkeit theilen sich in Alt und Jung, der Landrichter aber hat die ganze Bande auf dem Nacken."

„Vater, Vater! — Nur keinen unzeitigen Scherz!" bat die Frau und die tiefste Besorgniß und Unruhe sprach aus ihren Zügen. „Die Bauern sehen so zornig und ingrimmig d'rein, daß sie gewiß nichts Gutes im Schilde führen. Schon seit drei und vier Tagen ahnt es mir, als wenn ein Unglück hereinbrechen müßte."

„Wir stehen Alle in Gottes Hand. Wozu diese Furcht?“

„Ich kann sie nun einmal nicht verdrängen. Es lastet schwer wie Blei auf meinem Herzen, es verbittert mir jeden frohen Gedanken, es hemmt jede Arbeit; ich kann es nicht wegwenden und hab' in meiner Unruhe heute Morgen den lieben Gott gebeten, uns in seinen Schirm und Schutz zu nehmen.“

„Die Bauern werden sich hüten, Mutter....“

„Nein, nein! Getrauen sie sich frech an den Herrn Landrichter, so ist der Lehrer doppelt und dreifach gefährdet. Die Leute sind durch den langen Krieg verwildert, sie fragen nichts nach einem Menschenleben. Sie glauben sich betrogen, verfolgt, unterdrückt und werden vor keiner Gewaltthat zurückscheuen, welche die vermeintlichen Fesseln bricht. Du wirst sehen!...“

„Und Du malst wieder Alles schwärzer, Mutter, als die Nacht selbst. Noch haben wir ein Gesetz, das Personen und Eigenthum schützt.“

Die Frau verneinte bestimmt mit dem Haupte. „Uns nicht — wir wohnen hier vereinsamt, ausgeschlossen. Das Gesetz mit seiner Strafe kommt nach der That, aber das erlittene Leid, den Schaden nimmt uns Niemand auf der ganzen Welt ab....“

„Frau Lehrerin hat schon Recht: kein Gesetz hält den Menschen, wenn ihn der Teufel reitet.“

So ließ sich plötzlich und das mitten im Zimmer eine Stimme vernehmen.

Die Lehrerin fuhr mit lautem Schreckensrufe empor und streckte abwehrend die Hände nach der Gestalt, welche aus dem Boden gewachsen schien. Der Hausvater, den nicht leicht etwas außer Fassung brachte, sah ernst und ruhig zu der überraschenden Erscheinung auf. Der Zug des Unwillens, der über sein Antlitz flog, sprach sich nicht minder scharf und deutlich in seiner Anrede aus: „Was soll das heißen, Joseph? Woher des Weges? Du brichst ein wie ein Dieb um Mitternacht!"

„Seit wann machen sich Diebe und Einbrecher dem Hausherrn vorstellig?" fragte Geis — denn dieser war es — dagegen. „Daß ich noch meinen ersten Kreuzer zu entwenden habe, Herr Lehrer, das wissen Sie und die Frau Lehrerin."

„Aber, wie Du mich erschreckt hast, Joseph!" rief die letztere, sich von ihrer Bestürzung erholend. „Steht der Mensch auf einmal da, als wie vom Himmel gefallen. Ja, wie bist Du denn daher gekommen?"

„Sahst Du unser Licht nicht durch die Läden schimmern?" fragte fast gleichzeitig der Lehrer, dem diese eigenthümliche Vorstellung nicht gleichgültig schien. „Einfach anklopfen und man wird allzeit gern öffnen."

„Nichts für ungut, Herr Lehrer, aber der Mond leuchtet hell genug, um Jeden, der an der Thüre oder

dem Laden klopfen wollte, auf hundert und zweihundert Gänge erkennen zu lassen."

„Was liegt daran? He?"

„Nach Zeit und Gelegenheit sehr viel," antwortete Geis mit ungewöhnlichem Ernste. „Ich zog es deshalb vor, im Schatten an der Rückseite des Hauses emporzuklettern und das Fenster zur hinteren Stube aufzudrücken, um durch diese und die Kammer ungesehen hierher zu gelangen."

Der Lehrer mochte wissen, daß Geis keine unzeitigen Scherze trieb. Die letzten Worte erweckten darum seine ganze Aufmerksamkeit. „Was soll das heißen, Joseph?" rief er gespannt, während seine Frau einen Stuhl zurückte und mit einer Handbewegung zum Sitzen einlud. „Was ist los?"

„Ja, Herr Lehrer, wenn ich das wüßte!" seufzte der Bursche aus tiefstem Herzensgrunde. „Ich liege seit acht Tagen im Hinterhalt und auf der Lauer, ich luge und lausche nach allen Seiten, ich schleiche zu jeder Stunde der Nacht wie eine Wildkatze um das Dorf, und doch hab' ich noch keine rechte Fährte. Ich wollte Sie nicht eher beunruhigen, als bis ich eine sichere Spur hätte, aber es ließ mir heute Nacht weder Ruhe noch Rast. Ich mußte herein und Sie warnen."

Diese Ungewißheit drückte doppelt schwer auf die bedrohte Familie. Der Lehrer verneinte zweifelnd mit dem Haupte und sah in stillem Sinnen vor sich hin.

Die Mutter aber rang in bebender Angst die Hände und jammerte laut: „Allmächtiger Gott! — Wo soll das hinaus?“

„Ich weiß es nicht,“ sprach Geis dumpf, „aber so viel weiß ich, daß ein Schlag im Werke ist — er mag fallen, wann und wie er will. Herr Lehrer!“ wandte er sich treuherzig an diesen, „nur dadurch entgeht man der Gefahr, daß man sie nicht unterschätzt. Lassen Sie Sich warnen — sind Sie auf Ihrer Hut!“

Der Lehrer erhob sich, nahm, ohne eine Silbe zu verlieren, aus dem Wandschranke seinen Zwillingsstutzen, untersuchte die Ladung, schüttete frisches Pulver auf die Pfannen und lockerte den Hirschfänger, der daneben hing, in der Scheide. „Man hüte sich vor jeder Gewaltthat!“ rief er, mit drohend erhobener Hand an den Tisch zurücktretend. „Mein Zündkraut brennt auch, wenn es gilt, und Nothwehr kennt kein Gebot und keine Schonung.“

„Und dann — ich bin auch noch da!“ betheuerte Joseph sich erhebend, und schlug mit der Rechten auf das Herz. „Ich hab' meinem Vetter versprochen, über seinen Wohlthätern zu wachen und sie zu schützen bis zum letzten Tropfen meines Blutes. Ich bin den falschen Gängen auf der Spur und sie dürfen mir die Oberhand nicht bekommen, diese herzlosen Hallunken, und wenn sie sich winden und krümmen wie giftiges Gewürm. Vielleicht zündet ihnen mein „Dreher““ — Geis schlug sein Collet auseinander, aus dessen tiefen

Taschen zum Auseinanderschrauben gerichtete Gewehrtheile blinkten — „das rechte Grubenlicht auf. Einmal sei gewarnt, das zweite Mal gilt die Kugel ihren Mann.“

Die Lehrerin wußte in ihrer Herzensangst nicht, was sie sagen oder beginnen sollte. Der Lehrer dankte dem braven Burschen mit Hand und Wort und mit seiner Erlaubniß verließ dieser das Haus auf demselben Wege, auf dem er gekommen war. —

Bei der Ungewißheit, von welcher Seite und in welcher Gestalt die Gefahr herantreten würde, war es für die beiden Ehegatten schwer, einen Entschluß zu fassen oder bestimmte Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Mitternacht war längst vorüber und noch immer währte ihr qualvolles Schwanken. Es gab keine Möglichkeit mehr, welche die bis zum Tode geängstigte Frau nicht aufgestellt hätte. Der Hausvater, selbst von beengenden Zweifeln umlagert, fand heute das rechte Wort des Trostes nicht. Die Mutter dachte sich tiefer und immer tiefer in ihre Befürchtungen hinein. Als sie gar keine Schutzwehr gegen den unsichtbaren Feind, keinen Ausweg aus dem verrätherischen Netze fand, traten Thränen in ihre Augen, sie preßte im stummen Schmerze die Hände auf das Herz und zum ersten Mal stieg in ihr der heiße Wunsch auf: wenn wir doch nie — nie in diesen Wald gekommen wären! Eine fieberhafte Unruhe kam über die zarte Gestalt, daß sie an allen Gliedern bebte. Das Licht war tief hinabgebrannt. Sie ergriff die Licht-

scheere, um den glimmenden, zollhohen Docht zu entfernen. Ihre zitternde Hand traf den Kern des Lichtes und im nächsten Momente lag das Zimmer in tiefem Dunkel.

Die bequemen, schnellzündenden Phosphorhölzchen kannte man damals noch nicht. Es mußte Stahl, Schwamm und Feuerzeug herbeigeschafft werden, und war der Apparat nicht im besten Zustande, so kostete es manchmal viel Zeit und Mühe, um Licht zu erhalten. Die Lehrerin, sonst die Ordnung und Pünktlichkeit selbst, konnte heute die blecherne Feuerschachtel nicht finden. Sie stand wohl an dem gewohnten Platze auf dem Schranke, aber die gute Frau tastete in ihrer Verwirrung bald zu weit rechts, bald zu weit links. Auch getraute sie sich nicht, in die Küche zu gehen, wo in der Esse des Herdes immer Kohlen glimmten, aus Furcht vor Mördern, die in ihrem Geiste aufstiegen.

Endlich war die Lichtbüchse gefunden. Bevor aber Stein und Stahl sich berührten und der erste Funke sprang, zuckte ein Blitz durch das Zimmer, ein dröhnender Knall erschütterte das Haus, der Laden krachte, das getroffene Fenster klirrte und ein scharfes Pfeifen zog durch die Luft. Ein Sprung, ein Griff — der Lehrer hatte seinen Zwilling in der Faust, riß das zweite Fenster auf und stieß den Laden hinaus. Dort oben am kleinen Nebenthor zur Kirche duckte sich eine Gestalt gegen die Mauer, ein Gewehrlauf blinkte — er fuhr mit dem

Kolben an den Backen, um den mörderischen Gruß mit gleicher Münze heimzuzahlen. Die Lehrerin schreckte aus der ersten erschütternden Betäubung empor, sie stürzte nach, umschlang die Arme ihres Mannes und riß ihn mit dem Aufgebot der letzten Kraft zurück. In diesem Momente hallte ein zweiter Knall durch die Nacht, dem ein gellender Schrei und ein dumpfer Fall antworteten. Und tiefe Stille herrschte wieder im Dorfe, die nicht einmal der Ruf eines Nachtvogels unterbrach. Kein Fenster, keine Thüre öffnete sich. Die Bauern schienen den Schlaf des Todes zu schlafen.

Der ganze Vorgang war das Werk eines Augenblickes. Der Lehrer hätte darauf geschworen, daß der zweite Schuß aus seinem Rohre gekommen. Er staunte darum nicht wenig, als er sein Gewehr untersuchte, die Pfannen nicht geschlossen und beide Läufe noch geladen fand. Es wich wie eine Last von seinem Herzen. Er athmete tief auf und der Gattin leuchtete aus seinem Blicke der innigste Dank entgegen, daß sie ihn bewahrt hatte, ein Menschenleben zu nehmen. Beide waren über den Schützen und Beschützer keine Sekunde im Zweifel, wenn sie auch nicht gesehen hatten, wie sich nach dem Schusse im Nachbargarten ein Mann in die Höhe richtete und mit dem lautlosen Lachen, das Jägern eigen ist und trotzdem an Innigkeit dem lautesten Ausbruche der Heiterkeit nicht nachsteht, dem Purzelbaume zusah, welchen der Meuchler von der hohen Plattform in das unten liegende

Gärtchen des Lehrers machte. „Der Luftdruck der Kugel, welche haarscharf seinen Schädel gestreift haben muß, vielleicht auch das Prellstück, welches die Kugel aus der Mauerecke schlug, und der Schrecken haben ihn niedergeworfen. Er hält sich für getroffen und wird's zum zweiten Mal nicht wieder probiren," sprach der Schütze für sich, schraubte seinen „Dreher" ab und schlich ungesehen, wie er gekommen, vom Platze. —

VII.

— — — Ihr fühlet zwar des Schicksals Schwere,
Wann es der Läst'rung Plan gelingt,
Daß euer letztes Gut, die Ehre,
Ihr Klapperschlangen-Hauch verschlingt;
Schaut ernst der Uebermacht Triumphe,
Wenn höhnend euch ihr Troß umzischt,
Wißt, daß ihr Irrlicht aus dem Sumpfe
Nur trüglich aufglänzt, und verlischt! —
Salis.

Zur gewohnten Stunde öffneten sich am andern Morgen die Läden des Schulhauses. Der Lehrer erschien am offenen Fenster, fütterte wie alltäglich die Finken und Tauben, die ihn zwitschernd und girrend umschwärmten, und badete mit sichtlichem Wohlbehagen Antlitz und Brust in der frischen, stärkenden Morgenluft. Die Kinder kamen und die Schule begann, während man die Hausfrau in Haus und Hof schalten und walten sah. Nach der Schule machte der Lehrer einen kleinen Spaziergang, um den Standpunkt seines Feindes, den

zerbrochenen Laden und die eirunde, wie mit einem Demant geschnittene Oeffnung im Fenster näher zu besichtigen. Die Bauern stutzten und achteten auf jede Bewegung, die sie erspähen konnten. Die Meisten hatten in der Nacht den Doppelschuß gehört, Viele ahnten oder wußten, wem die Kugel galt, allein Keiner ließ sich blicken, um bei späteren Gerichtsverhandlungen nicht als Zeuge auftreten zu müssen. Man fürchtete, wie es vielfach in solchen Fällen auf dem Lande vorkommt, die Rache der Thäter. Die nächsten Nachbarn strengten ihre ganze Sehkraft an, als wollten sie die Wände des Schulhauses durchbohren, um irgend eine blutige Spur des nächtlichen Drama's zu entdecken. Sie sahen nichts, als die alltägliche Ordnung und den Lehrer so unbegreiflich ruhig und anscheinend sorglos, als sei er gegen Schuß und Hieb gefeit. Sie mußten den entfernter wohnenden Bekannten, die neugierig fragend herbeikamen, bestätigen, daß die Hand Gottes zum Schutz und Schirm über diesem Hause geruht.

Der Erfolg beherrscht vielfach die Stimmung der Menge. Er vermag mehr als die überzeugendsten Worte, schlägt rascher durch, als die langsam, aber stetig wirkende Zeit. Der Haß und Groll, welchen die Meisten in sich trugen, schien sich mit dem Fehlschusse entladen zu haben. Manches herbe Wort gegen den Thäter und die Anstifter mischte sich in die Unterhaltung, den Bessergesinnten erwachte das Gewissen, sie wagten es, ohne

Furcht ihren Tadel auszusprechen. Einzelne gingen sogar ungescheut nach dem Schulhause und der Lehrer konnte aus ihren herzlichen Worten entnehmen, daß er in Zukunft seinen Feinden gegenüber nicht mehr allein stand.

Unter den Letzten, welche diesen Muth zeigten, eilte der Schulze herbei mit brennendem Kopfe, im vollsten Amtseifer. Er schien vor Entrüstung ganz außer sich. Seine Hände fochten in der Luft, sein Gesicht drohte finster, seine Worte überschlugen sich und er war sichtlich bestrebt, seinen vollen obrigkeitlichen Zorn zur Schau zu tragen. „Herr Lehrer!" rief er polternd, „die Anzeige muß gemacht werden! Das Gericht wird den Attentäter, den Hallunken schon finden. Den Gang mach' ich selber — ja, ich selber."

Der Lehrer antwortete einfach, aber entschieden mit einer verneinenden Bewegung der Hand. „Nicht daran zu denken, Vorsteher! Ich habe den Meuchler nicht erkannt, vermag auch keine glaubwürdigen Zeugen aufzuführen und würde höchstens eine langwierige, resultatlose Untersuchung veranlassen und mir selbst unnöthige Kosten und Gänge machen. Lassen wir das!"

„Was? Keine Anzeige?" brach der Schulze aus und das freudige Zucken in seinem Gesichte, das er nicht zu bemeistern vermochte, verrieth, welch' eine schwere Last ihm vom Herzen genommen wurde. „Keine Anzeige! Das sag' ich Ihnen, Herr Lehrer: ohne Klage keine Strafe!"

„Ganz richtig, wo kein Kläger, ist auch kein Richter. Ich hoffe, es wird sich das Alles mit der Zeit auch ohne mein Zuthun finden. Das gemiethete, nichtsnutzige Werkzeug überlasse ich seinem Gewissen, den eigentlichen, intellectuellen Urhebern dürfte ohnehin schwer beizukommen sein."

Der Schulze schüttelte wiederholt den Kopf, als könne sich sein amtliches Gerechtigkeitsgefühl damit durchaus nicht einverstanden erklären. „Hm — hm! Keine Anzeige! . . . Ich weiß . . . . aber, Herr Lehrer, das ganze Dorf ist aufständisch."

„Es soll mich freuen, wenn Einzelne zur besseren Einsicht zurückkehren, aber verspürt hab' ich heute Nacht wenigstens noch nichts davon. Und doch" — verbesserte er sich selbst — „ich darf nicht undankbar sein. Ein Bursche ist im Dorfe, der es brav und redlich meint. Er hat mich gewarnt, er hat mich beschützt und ich werde ihm danken mein Leben lang. Auch will ich Keinem rathen, das Bubenstück zum zweiten Mal zu probiren. Dieser Schütze zählt nach Linien und die Kugel, welche dem Meuchler die Mütze vom Kopfe riß, dürfte leicht ein anderes Mal tiefer einsetzen."

Die Anwesenden hatten nicht Zeit, über diese Worte, welche Vielen ein Räthsel waren, ihre Glossen zu machen und ihre Gedanken auszutauschen. Ein Korbwagen, welcher rasch das Dorf herab kam und vor dem Schulhause hielt, nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Zwischen Koffern und sonstigem Reisegepäck, das man, so gut es ging, untergebracht hatte, saß der Kaplan, gleichfalls in vollständigem Reiseanzug.

„Danken Sie Gott, Herr Lehrer!" rief der Geistliche und streckte diesem mit herzlichem Gruße beide Hände vom Wagen herab entgegen. „Danken Sie Gott! Ich habe Ihren Unfall unterwegs vernommen und wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück."

Der Lehrer ließ die beiden Hände nicht sofort wieder los. Er sah dem Kaplan gespannt und besorgt in's Antlitz. Was war über den wackeren Streiter Christi gekommen? Welche erschütternde Ereignisse hatten den geistlichen Freund, diesen Mann von energischer Willenskraft und hoher Begeisterung für sein heiliges Amt, in Tag und Nacht um zehn Jahre älter gemacht? Die kräftige Gestalt schien in sich zusammengebrochen, als hätte ein tödtlicher Streich ihr Lebensmark getroffen. Das feurige Auge, welches so fest und vertrauensvoll in das sturmbewegte Leben blickte, war umflort, von qualvoll durchwachter Nacht geröthet und entzündet. Die frischen Wangen, welche vorgestern noch ein rosiger Hauch überflog, waren bleich und abgehärmt, die Lippen von bitterem Schmerze herb und streng geschlossen. Der momentane Freudenausbruch über die Rettung des Lehrers zog schnell vorüber und noch tieferer Gram schien die abgespannten Züge zu umnachten.

„Um Gottes willen, was ist mit Ihnen?" fragte

der Lehrer und half dem Geistlichen vom Wagen, während die Umstehenden, welchen das verstörte Aussehen desselben gleichfalls auffiel, näher traten.

„Sie sind nicht allein der Verfolgte, Herr Lehrer!“ sprach der Kaplan langsam und deutlich genug, um von Allen verstanden zu werden. „Auch mich hat ein geheimer Anschlag getroffen. Nur scheint es Gottes Wille, daß ich demselben unterliegen soll.“

„Sie? — Unterliegen?“

„Ja, Herr Lehrer! Ich bin versetzt, Knall und Fall, zur Strafe versetzt, wie es mir scheint, an das andere Ende der Diöcese, mit dem gemessenen Auftrage, sofort die Pfarrei zu verlassen. Die eingeleitete Untersuchung, deren Gegenstand mir nur dunkel angedeutet wurde, würde das Weitere ergeben. Ich gehorche dem Befehle, aber ich wollte und konnte nicht scheiden, ohne meinem Filiale, ohne Ihnen und Ihren Angehörigen Lebewohl zu sagen.“

Die beiden Männer traten zusammen in das Haus. Dort hielten sie eine ernste, eingehende, lang andauernde Berathung, die, Vermuthung auf Vermuthung stützend und von Schluß zu Schluß folgernd, vielfach Licht in das Dunkel des Anschlages brachte. Als sich der Kaplan endlich losriß und zum Abschiede rüstete, durchschaute er ziemlich klar den Plan, als dessen Opfer er fallen sollte. Wer hätte ein solches Uebermaß von Tücke, Schlechtigkeit und Verrath, eine solche teuflische Bosheit für mög-

lich gehalten? Es schnürte dem bestürzten Manne die Brust, wie mit eisernen Klammern zusammen, die Worte, die Gedanken beinahe versagten ihm. Ein fester, inniger Handdruck, ein unverständlicher Laut, den die bebenden Lippen hervorstießen, eine zerdrückte Thräne im Auge — das war sein Abschied von dem Lehrer und seiner Familie.

Indessen hatte sich die Kunde von der Versetzung des Kaplans mit jener außerordentlichen Schnelligkeit durch das Dorf verbreitet, welche nur dem electrischen Strome und der lebendigen Neuigkeitspost eigen ist. Wollte Einer nicht glauben oder Bedenken erheben — ein Fingerzeig nach dem Schulhause, vor dessen Thüre der Korbwagen hielt, und der Zweifler verstummte. Als der Kaplan an der Hand des Lehrers wieder aus dem Schulhause trat und den Wagen bestieg, war mehr als die Hälfte der Dorfbewohner um ihn versammelt. Sein Blick hellte sich auf, wie die Frauen, die Mädchen und Kinder herbeikamen und weinend den Wagen umringten. Selbst Männer und einzelne Jünglinge drängten sich vor, um ihm zum Abschiede die Hand zu drücken. Man sah in manchem Auge, das solchem Ergusse fremd war, eine Thräne blinken, ein leises Schluchzen ging durch die Reihen, da und dort mischte sich ein heftiger, drohender Ausruf, wie das laute Echo der Reue, in die schmerzliche Scene des Abschiedes. Plötzlich traf das Auge des Priesters auf drei Männer, die sich etwas abseit hielten

und offenbar mit triumphirender Schadenfreude an seinem Kummer und an seinem Abzuge sich weideten. Es war Hochgesang mit seinen Freunden. Der Maler rieb sich grinsend vor Freude die Hände, seine breiten Zähne überschlugen sich beim Lachen, er stieß bald links, bald rechts an den Nachbarn, um einen neuen, trivialen Witz an den Mann zu bringen über das veritable Leichenbittergesicht des „Schwarzen", dem es zu Muthe sein müsse, als steige er in das Grab und werde bei lebendigem Leibe zu seinen Brüdern versammelt. Imhof lachte bei jedem neuen Stichworte roh vor sich hin. Seine breiten, glänzenden Hängbacken kamen nicht aus der zitternden Bewegung. Schlosser stand geduckt, lauernden Blickes, wie eine Katze, die sich an den Qualen ihres Opfers weidet. Er schien seinen tödlichen Haß im Vollgenusse der Rache zu kühlen.

Der Priester zuckte zusammen, wie von dem Bisse eines giftigen Reptils getroffen. Einen Moment nur haftete sein Auge auf der diabolisch bewegten Gruppe. Dann erhob er, um der peinlichen Scene ein Ende zu machen, Hand und Wort:

„So lebt denn wohl! Der allmächtige Gott sei mit Euch und Eueren Angehörigen! Ich muß scheiden — scheiden unter dem Drucke einer falschen Anklage, die verblendete Menschen mit Hilfe erkaufter Werkzeuge gegen mich geschleudert haben. Man hat frevelhaft das Heiligste angetastet, das ein Priester besitzt, das höchste Gut,

dessen Verlust ihn erniedrigt in den Augen Gottes und der Menschen. Unser Hochwürdigster Herr Bischof ist in solchen Fällen unerbittlich streng, und das mit Recht. Der erste überwältigende Eindruck und die folgende Entrüstung mögen meine Versetzung dictirt haben, bevor man die Sache näher untersuchte. Ich gehorchte dem Befehle. Ich unterwerfe mich dem unerforschlichen Rathschlusse des Herrn mit dem festesten Vertrauen und dem inständigen Gebete, daß er meine Unschuld an den Tag treten lassen möge! Ja, ich gehe, aber ich gehe unschuldig — unschuldig, so wahr mir Gott helfe, unschuldig, so wahr ich meinen Anklägern und Feinden von ganzem Herzen verzeihe und vergebe, wie mir Gott einst vergeben möge! Betet für meine Feinde, betet für mich, wie auch ich Euerer im heiligen Meßopfer nie vergessen werde . . . ."

Die Stimme versagte ihm, er sank zurück.

Eine unruhige Bewegung lief durch die Umstehenden. Der alte Jacob drängte sich, von Joseph Geis unterstützt, rasch und gewaltsam durch die Leute. Er drang bis zum Wagen vor, schwang sich mit einer Kraft, die Niemand dem schwachen, lahmen Greise zutrauen konnte, auf den Tritt an der Seite und benetzte schluchzend die Hände des Priesters mit seinen Küssen und Thränen. Dann aber bog er sich zurück und sah, die Arme weit ausgebreitet, wie mit prophetischem Blicke in die Ferne. Es war ehrfurchtgebietend dieses schneeweiße

Haupt, dieses strenge Antlitz in seinem Schmerze, in seinem gerechten Zorne. Kein Glied rührte sich, als der Greis mit scharfer, einschneidender Stimme anhob: „Der Vater der Armen scheidet ohne Schuld und Makel von uns . . . Ich sehe in meinem Geiste die nichtswürdige Person, welche sich zum falschen Zeugniß, zum Meineid erkaufen ließ, ich sehe die Diener der Finsterniß, welche sie erkauften. Und ich sehe weit, weit in die Zukunft wie nie in meinem Leben, ich sehe klar und deutlich und die Worte drängen sich unwiderstehlich auf meine Lippen . . . . O, du unglückseliges Geschöpf! Du wirst verenden, elender als ein Thier des Waldes, und deine Mitbrüder werden sich scheuen, deinen Leib der Erde zurückzugeben . . . . Wehe den Urhebern der schwarzen That! .. Der reiche Mann wird das Brod der Armuth unter Thränen essen — — — die geschickte Hand wird feiern und, vom eigenen Gewissen gejagt, landesflüchtig durch die Welt irren — — — der arme, verblendete Vater, der die Schande seiner Tochter mit Racheplänen sühnen wollte, wird von seinem eigenen Kinde in die Grube gestoßen werden . . . .“

Entsetzt fuhr der Kaplan von seinem Sitze und verschloß dem greisen Unglückspropheten den Mund mit der Hand. Jacob ließ sich erschöpft vom Wagen gleiten, in die Arme seines Begleiters. Eisigkalt aber überlief es die Männer im Hintergrunde, die Unzertrennlichen, welche vor Sekunden noch triumphirt hatten.

Ihre Augen schienen den schrecklichen Alten zu verschlingen, ihre Haare sträubten sich zu Berg, ein Grauen und Entsetzen packte sie, das selbst die Lästerzunge des Malers in Banden schlug und seine Zähne convulsivisch zusammenklemmte. Sie scheuchten vom Platze, um erst nach Tagen und Wochen wieder in der Oeffentlichkeit zu erscheinen.

Ein letzter Handdruck dem Lehrer und seiner Frau, ein letztes Lebewohl der Gemeinde, und der Kaplan fuhr von dannen, von tausend und tausend Segenswünschen begleitet.

Auch der alte Jacob wankte, auf den Arm seines Joseph gestützt, vom Platze, ruhig und gelassen, als habe er sein letztes Werk auf Erden vollbracht. Und siehe! Nach wenigen Wochen wurde die Leiche des frommen, ergebenen Dulders unter allgemeiner Theilnahme in den Friedhof gebettet. Joseph erzeigte ihm den letzten Liebesdienst und wurde von diesem Tage an nicht mehr im Dorfe und Walde gesehen. —

VIII.

Das Grab ist tief und stille,
Und schauderhaft sein Rand,
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.
— — — — — —
— — Das arme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt.
Salis.

Wir müssen einen Zeitraum von mindestens zehn Jahren übergehen, um zu dem Schlusse unserer Erzählung zu gelangen. Es liegen freilich viele interessante Einzelheiten, die Stufen der Entwicklung, in der Mitte und damit ließe sich die weite Kluft ohne Zweifel überbrücken; allein dann würde sich diese schlichte Schilderung zu einem bändereichen Romane auswachsen, und das lag nicht in unserer Absicht. Ja, selbst nach diesem Zeitraume werden wir noch Ereignisse an einander reihen, die Jahre trennen, ohne sie in fortlaufender Reihe verbinden zu können. Bei Erzählungen, die einzig und allein ihr Entstehen der Phantasie des Dichters verdanken, hat dieser Personen, Zeit, Situation und den Gang der Begebenheit vollkommen in seiner Gewalt und kann zwanglos einen herrlichen, kunstreichen Bau aufführen, dessen Theile vom Firste bis zum Fundamente harmonisch in einander greifen und dem geistigen Auge als ein vollendetes Ganze entgegentreten. Bei der Schilderung

wirklicher Begebenheiten dagegen überwiegen diese und nicht selten muß ihnen eine spannende Entwicklung und ein drastischer Schluß zum Opfer fallen. Dieses möge zum besseren Verständniß und zur Entschuldigung des Nachfolgenden dienen, denn daß wir in diesen Blättern nur Wahrheit berichten, dafür werden im Schlußsatze wenige Worte Zeugniß geben. —

„Die Studenten sind da!" —

Dieser Freudenruf ging Abends von Haus zu Haus, und weckte wohl überall, namentlich bei der jüngeren Generation, ein lebhaftes, freudiges Echo. Man hatte sie ja am Nachmittag vorbeimarschiren sehen, die frohen Musensöhne, mit den Ränzchen auf den Rücken, jubelnd und singend, dem Walde zu. Die „Schulmeisters-Buben", wie man die Söhne des Lehrers im Dorfe nannte, hatten sich mit Handschlag und Valet von den Comilitonen abgesondert. Sie waren am Ziele angelangt und stürmten mehr, als sie gingen, rechts und links den Begegnenden Grüße zusendend, nach dem Elternhause.

Der Vater, seit langen, langen Monden an das Schmerzenslager gefesselt, hat sich mit dem Aufgebot aller Kraft aufgemacht, die Sehnsucht trieb ihn seinen Söhnen entgegen. Er war nur bis zur Hausthüre gekommen und erwartete da, auf den Arm der Mutter gestützt, die Ankommenden. Der arme Mann! Auf seinen blassen Wangen leuchteten jene trugvollen, hochrothen Röschen, dem kundigen Auge des Arztes und des Laien

die sicheren Verräther einer Krankheit, die unhemmbar ihren Lauf der Zerstörung fortsetzt und vollendet.

Wenige Minuten — und die Söhne lagen in seinen Armen, an seiner Brust und hingen frohlockend am Halse der Mutter. Sie führten, nein, sie trugen beinahe den Vater in die hintere Stube, wo er seit seiner Krankheit weilte. Er ließ sich ermattet in einen Sessel nieder. Ein Blick unsäglicher Wehmuth brach aus seinen Augen und haftete auf den jugendlichen Gestalten. Er mußte sich abwenden, um eine Thräne zu verbergen, die sich gegen seinen Willen hervordrängte, und fand doch kaum Zeit dazu. „Hier — hier — hier!“ drängte es ihm von allen Seiten entgegen.

Rasch waren nämlich die Ränzchen geöffnet worden und in den Händen der fleißigen Schüler blinkten die „Preise“, welche sie errungen hatten. Noch einmal nahm der Vater die wackern Studenten, Mann für Mann, in seine Arme und schob sie mit einem Handdrucke der Mutter zu, die vergebens in ihrer Freude und in ihrem Grame nach Fassung rang. In seinem begeisterten Aufblicke zum Himmel lag das herzinnigste Dankgebet für das Glück in seinen Kindern und das heißeste Flehen für ihre Zukunft.

Für diese junge Welt ist Rührung und stille Betrachtung ein flüchtiges Phantom; für so ein bewegliches Quecksilber aber, wie der zweitälteste Junge vorstellte, dem die Freude und Jugendlust in allen Gliedern zuckte

und aus den Augen blitzte, geradezu ein Ding der Unmöglichkeit. Er war längst an das Fenster geeilt, um die unvergeßlichen Obstbäume im Garten, nach denen er sich so oft und so sehr in der Stadt gesehnt, einer General-Inspection von oben zu unterwerfen. „Wart', wart'!" rief er plötzlich entrüstet und drohte mit der geballten Faust hinab. „O du miserables, räuberisches Spatzenvolk! Wart' nur, freches Diebsgesindel! Ich will dir zeigen, daß von heute an ein zukünftiger Nimrod in diesen Mauern wohnt und dir das Naschen verleiden wird."

Mit diesen Worten eilte der Studio zum Wandschranke und zog den Zwilling des Vaters hervor. „Nur einen blinden Schuß, Vater!" bat er. „Einen Knall, den Spatzen zum Schrecken und zur Darnachachtung, den Menschen ringsum aber zur Kunde, daß wir wieder da sind!" Und er gab nicht nach, bis seine Bitte vom Vater erfüllt ward. Nun trat er mit seinem Mordgewehr zum Fenster und zielte lang und zielte bedächtig hinab, als wenn er mit seinem blinden Schusse alle Spatzen der Welt umbringen wollte. Er kam jedoch nicht dazu, mit dem Finger den Drücker zu berühren. Lautes, ängstliches Wehgeschrei drang von der Wiese herauf, welche die klare, murmelnde Elsawa vom Garten trennt. Dort lag ein Mann auf den Knien, die Arme ausgebreitet, und stieß Töne der tiefsten Verzweiflung hervor.

Endlich wurde es möglich, einzelne Ausrufe zu verstehen. „Allmächtiger Gott im Himmel! — Erschießen Sie mich nicht! Ich hab's gethan — o, es war schlecht, so schlecht! Um Jesu Christi Gnade und Barmherzigkeit willen — mein Leben, nur mein Leben! Herr Lehrer, o Herr Lehrer ....."

Dieser war an das Fenster getreten. Ein Blick verrieth ihm Alles. Der schwarze Jos von Neudorf kniete mit ausgespannten Armen auf dem Plane. Er hatte, in tiefste Armuth versunken, mit andern Taglöhnern für einen Bauern arbeitend, das Nachheu zusammengerecht, den im Sonnenglanze blinkenden Gewehrlauf wahrgenommen, die dunkle Mündung starr auf sich gerichtet gesehen und ohne Zweifel geglaubt, daß ihm nun der Sohn vollgültig und wohlgezielt die Kugel heimzahlen werde, welche einst dem Vater gegolten hatte.

Der Lehrer zog das Gewehr zurück und rief laut genug, um auf der Wiese verstanden zu werden, hinab: „Von uns hast Du nichts zu fürchten, armselige, bedauernswerthe Kreatur! Du trägst einen Hammer in der Brust, der tiefere Wunden schlägt, als jede Kugel — Dein schlechtes Gewissen."

Das Fenster wurde geschlossen. Die Taglöhner steckten flüsternd die Köpfe zusammen, und Jos, der seine Furcht nicht bemeistern konnte, schlich scheu von der Wiese.

Dieser Vorfall gab im Dorfe vielfachen Anlaß zu spöttischem Scherzen und zu ernstem Betrachten. Letzteres

tauchte um so mehr auf, als der schwarze Jos, der längst von Haus und Hof gekommen war, kein Hehl aus seiner Reue machte, und noch weniger ein Hehl aus den Namen jener Männer, die ihn zu dem Meuchlerschusse gedungen hatten. Wen sollte er darob fürchten? Er hatte nichts mehr zu verlieren, und die drei Verbündeten hatten nichts weniger als den Einfluß und die Macht erreicht, welche sie mit ihren schwarzen Plänen zu erringen hofften.

Dem Maler Hochgesang bereitete die Erhaltung seiner starken Familie schwere Sorgen. Die leichten, bequemen Cigarren begannen ihre Herrschaft auszubreiten, die Liebhaber des gesünderen, aber unbequemen Pfeifeninstruments wurden immer seltener, und noch seltener jene, die sich um schweres Geld Wappenköpfe malen ließen. In dem beängstigenden Gefühle, daß ihm Geschick und Kraft mangle, um sich einen neuen Lebensweg zu bahnen, sah er mit Bangen der Zukunft entgegen.

Der reiche Müller Imhof lief mit den Jahren nahezu Gefahr, in seinem eigenen Hause ein Fremder zu werden. Er hatte das ganze Anwesen ohne allen Vorbehalt seinem einzigen Sohne übergeben. Dieser starb nach zwei Jahren und die Schwiegertochter heirathete nun einen Mahlknecht, der alle Eigenschaften besaß, den ungewohnten Reichthum unter die Leute zu bringen.

Die Räder, welche sonst an den höchsten Festtagen rauschten, standen jetzt manchen Werktag feiernd still,

wenn die Herrschaft über Land fuhr und die Gesellen „Blauen" machten. Meister Imhof galt in der Mühle nur noch als ein Geduldeter, mußte sich jeden Bissen vorwerfen lassen und arbeiten wie ein Mahlbursche.

Schlosser's Wirthschaft war längst vom Gerichte aus geschlossen, wegen Hehlerei und Unterschlupf, den er schlechtem Gesindel gab. Der scheinbare Wohlstand, den die Kriegszeiten gebracht, zerfloß wie Wasser unter seinen Händen. Um das Leben nothdürftig zu fristen, griff er wieder zu Hammer und Zange und reparirte, was eben die Leute brachten. Seine Söhne führten ein zügelloses Leben und galten für eigenthumsgefährliche Landstreicher. Seine Tochter, die noch immer stattlich hersah, wurde von den Frauen und Jungfrauen des Dorfes wegen des schlechten Rufes, in dem sie stand, gemieden.

Das ist, mit wenigen Strichen angezeigt, die Situation, in der wir die Hauptpersonen unserer Erzählung wieder finden.

Die Zeit der Kirchweih kam und mit ihr das jährlich wiederkehrende Schaffen und Sorgen für die Tage der Freude. Niemand ahnte, daß dieses Fest, welches leider außerhalb der Kirche so oft entheiligt wird, wahrhaft erschütternde Ereignisse über das stille Walddorf bringen sollte, daß die Saat, welche vor Jahren in der dunkeln Mahlkammer des Meisters Imhof gelegt wurde, jetzt in die Halmen schoß und als schwarze, giftige Frucht vom Stocke fiel.

Die kirchliche und weltliche Feier der Kirchweih verlief wie immer. Endlich war auch der letzte Geigenton verklungen und die Gäste beeilten sich förmlich, den Tanzboden zu verlassen. Es war nämlich kein froher, gemüthlicher Abend gewesen, sondern ein beständiges, lärmendes Plänkeln und Reiben zwischen zwei sich entgegenstehenden Parteien. Die anwesenden Gensdarmen mußten alle Mühe aufbieten, einen offenen Ausbruch der Feindseligkeiten, der bei der Gereiztheit der Gemüther Menschenleben kosten konnte, zu verhindern.

Als Haupthahn und Streiter figurirte den ganzen Abend Schlosser's jüngster Sohn, Christoph, von ein paar rohen, händelsüchtigen Buben unterstützt, von seiner eigenen Schwester angestiftet. Die schamlose Person plagte sich nämlich seit Monaten vergebens, einen schmucken Postillon, von dem sie wußte, daß er ein schönes Stück Geld zurückgelegt hatte, in ihr Netz zu ziehen. Heute zeigte ihr der Bursche offen seine Verachtung und tanzte den ganzen Abend mit einem hübschen, soliden Mädchen, der Tochter eines Waldaufsehers. Hier lag zugleich der zweite Stein des Anstoßes. Christoph drängte sich frech und zudringlich an dieses Mädchen vor, das ihm absichtlich auswich und selbst einen Tanz rundweg abschlug. Flammend vor Scham und Wuth, von der Schwester aufgestachelt, von den Kameraden ob des empfangenen Korbes verhöhnt, suchte er Streit um jeden Preis. Die Gensdarmen legten sich immer wieder in's

Mittel und geboten schließlich Feierabend, um den Reibereien ein Ziel zu setzen.

Ein Schrei des Entsetzens hallte am andern Morgen durch das ganze Dorf. Man hatte gegen Tagesanbruch den Postillon mit zerschmettertem Kopfe, nicht weit vom Posthause, im Chausseegraben aufgefunden. Die schweren, blutbefleckten Zaunpfähle, womit die mörderische That ausgeführt war, lagen noch am Platze. Reitende Boten eilten zugleich nach Priester und Arzt. Beide kamen zu spät. Der Priester konnte für den Bewußtlosen nur beten, der Arzt keine Rettung, nicht einmal Linderung schaffen. Nach wenigen Stunden hatte der unglückliche Mann seinen Geist ausgehaucht.

Am nächsten Morgen erschien eine Gerichts-Commission, an ihrer Spitze Landrichter Gesler, der nach den früheren, mißlungenen Umtrieben seiner Gegner die ganze Zeit über wirklich segensreich in dem Bezirke wirkte. Er hielt bald die leitenden Fäden in seiner Hand und erließ vor Allem die nöthigen Anordnungen zur Verhaftung der muthmaßlichen Thäter. Die Leute, ohnehin in höchster Erregung, geriethen in vollen Aufruhr und stemmten sich förmlich, als sie beim Verlassen der Kirche das Hauptportal mit Gensdarmen besetzt fanden. Diese nahmen sogleich einen Burschen in Empfang, der sich hinter mehreren Männern zu bergen suchte. Christoph, der heute zum Erstaunen aller Umstehenden andächtig ge-

betet hatte, wie niemals vorher, mochte das bemerkt haben. Er suchte durch die Nebenpforte zu entkommen, dieselbe Pforte, unter deren Bogen sich einst der schwarze Jos aufgestellt, um seine Kugel in das Schulhaus zu senden. Die List mißlang. Auch hier stand ein Gensdarme, kündigte ihm seine Verhaftung an und suchte sich seines Arrestanten sofort durch Kette und Schloß zu versichern. Unglücklicher Weise machte eine Frau den Vater Christophs, der bereits unten im Dorfe ging, auf den Vorfall aufmerksam. Im ersten Momente schienen dem alten Manne die Knie zu brechen, seine zitternden Hände hoben sich um Erbarmen flehend, seine Lippen bewegten sich, ohne ein Wort hervorzubringen. Im nächsten Augenblicke aber entfesselte sich wieder die ganze wilde Leidenschaftlichkeit seines Herzens. Furchtbare Wuth überkam ihn, rüttelte seine Glieder und trieb ihn wie einen Rasenden vorwärts. Er stürmte die Stufen hinan und hätte sich ohne Zweifel an seinem gefesselten Sohne vergriffen, aber die Tochter, welche gleichfalls herbeigeeilt war, warf sich zwischen Vater und Bruder. Nun kehrte sich sein ganzer Ingrimm gegen diese. „Ja! — Du — Du bist's!" knirschte er mit funkelnden Augen und geballten Fäusten. „Du hast ihn verführt, feile Metze, Du hast ihn zum Mörder gemacht! O, Du bist nicht werth ...."

„Was krächzest Du, alter Rabe?" schrie ihm die unverschämte Dirne mit schneidendem Hohne entgegen.

„So hast Du uns selbst erzogen, und so, wie wir sind, mußt Du uns haben!“

Das war zu viel. Schlosser stürmte blindlings vorwärts, die geschwungene Faust fuhr mit aller Wucht nieder und traf — die leere Luft. Die Tochter wich gewandt dem Schlage aus und bevor noch der Arm zum zweiten Male ausholen konnte, stieß sie den Vater, von jäh aufbrausendem Trotz und Jähzorn geblendet, mit aller Kraft gegen die Brust, daß er rückwärts taumelte, fiel, sich überschlug und kopfüber in gräßlich dröhnendem Falle die hohe Steintreppe von Stufe zu Stufe hinabstürzte. Man trug ihn bewußtlos, zerschlagen, mit Blut überströmt vom Platze. Der Gensdarm aber schloß sofort ohne weitere Umstände das Geschwisterpaar zusammen, um es dem Untersuchungsrichter und dem Gefängniß zu überliefern.

Ein Bursche, den die Volksstimme dringend der Mitschuld bezichtete und gegen den auch die ersten Aussagen der beiden Verhafteten gravirend lauteten, suchte dem Gesetze und der Strafe durch die Flucht in den Forst zu entgehen. Die Gensdarmen brachen unter Anführung des Waldaufsehers sofort zur Verfolgung auf und schon nach wenigen Stunden gelang es ihnen, den Versteck des Flüchtlings zu erspähen und ihn gefangen einzuliefern. Der Stationscommandant brachte aber noch eine zweite Meldung, die der Untersuchungsrichter, als nicht zur Sache gehörig, von kurzer Hand dem Vorsteher

zur weiteren Verfolgung zuwies. Die Mannschaft war nämlich auf ihrer Streife in einem stillen, vereinsamten Thal, wo sich die letzten Felder wie eine schmale Landzunge in das Grün des Waldes ziehen, auf eine Wildhütte gestoßen, in der die Bauern vor und zur Erntezeit zu wachen pflegen, um durch Lärmen, blinde Schüsse oder wie immer das aus dem Busche brechende Wild von ihren Aeckern zu verscheuchen. Man wollte dieselbe nach dem Entflohenen durchsuchen, allein eine verpestete Atmosphäre, die herausdrang, ein jammerndes Stöhnen und Seufzen, und ein Anblick, zu gräßlich, um mit der Feder geschildert zu werden, schreckten selbst die an die Erscheinungen des Elendes gewöhnten und abgehärteten Wächter des Gesetzes zurück. Ein scharfes Auge erkannte in dem Halbdunkel eine weibliche Gestalt, von Schmutz und Beulen bedeckt, von Gewürm und Ungeziefer belebt, von Krämpfen und nervösen Zuckungen durchtobt, — eine Gestalt, mehr Thier als Mensch, die unter verfaultem Stroh und Blattwerk der letzten Stunde entgegenstöhnte.

Vielen der älteren Bauern gerann bei diesem Rapport das Blut in den Adern, denn sie verfielen sofort auf die Spatzen-Ricke und reihten im Geiste die Ereignisse längst vergangener Tage und der jüngsten Stunden an einander.

Der Vorsteher, ein junger, energischer Bauersmann, der schon bei der vorletzten Wahl den alten Schulzen,

welcher es mit keiner Partei verderben wollte und darum mit allen verdarb, aus dem Sattel gehoben hatte, bot einige Männer auf, um die Unglückliche in das Armenhaus zu schaffen.

Die Waldhütte war bald erreicht, aber damit auch das Ende des Unternehmens. Selbst die Beherztesten kamen nicht weiter, als bis zu ihrem Eingange und zu einem raschen Blicke in das Innere. Damit prallten sie zurück wie vor einem Gespenste und weder gute noch schlimme Worte, weder Versprechungen noch Drohungen, keine Macht der Erde konnte sie bestimmen, einen Schritt weiter zu thun. Der Vorsteher erschöpfte seine ganze Beredsamkeit, er verhieß Nachlaß von Botengängen und Frohnfuhren, er bot schließlich eine Prämie in baarem Geld. Alles umsonst! Ein stummes Kopfschütteln war die einzige Antwort. Endlich ließ er, damit wenigstens etwas geschah, mit Hacken einen Theil des Strohdaches abreißen, um der frischen Luft Eingang zu verschaffen. Aus dem jammervollen Aechzen und Stöhnen, das von Zeit zu Zeit sich erhob, und aus einzelnen Schmerzensrufen, die verständlich durchdrangen, schloßen die Umstehenden, daß die Spatzen-Ricke, mit dem Tode ringend, von den Mächten der Hölle gepackt, in der Hütte lag und zu Gott um einen Priester rief.

Der Vorsteher konnte nur mit Mühe seine Leute am Platze erhalten. Alle wollten zugleich davoneilen,

um der Sterbenden diesen Liebesdienst zu erzeigen und um — aus ihrer Nähe zu kommen.

Die Welt folgt staunend dem Sturmlaufe des Soldaten, der todesmuthig in den Kampf geht. Sie blickt zu ihm mit Ehrfurcht und Bewunderung auf als zu einem Helden. Das Ehrenkreuz schmückt seine Brust. Die Geschichte versäumt es bei ihren Schlachtberichten nicht, einzelne Bravourstücke und die Haltung ganzer Elite-Regimenter zu verzeichnen, die sich eher vernichten ließen, als daß sie ihre Fahne oder ihre Stellung aufgaben. Wir wollen diesem Heldenthum, das seine Lorbeeren auf Leichenfeldern pflückt, die es selbst geschaffen hat, nicht weiter folgen, sondern eine andere Frage, die hier einschlägt, aufwerfen: Muß der Mann, welcher tröstend und versöhnend an ein solches Sterbelager tritt, wie das dieser Unglücklichen im Walde, wenn man überhaupt diesen Ausdruck dafür gebrauchen darf, nicht einen ganz andern, hundertfach größeren Opfer- und Todesmuth mitbringen? Stellen wir tausend und nochmals tausend Soldaten her, die im Schlachtenwetter dem Tode unerschrocken die Stirne boten, und wir werden die Tapfern zählen können, die aus den Reihen treten, um ein solches Opfer zu vollbringen. Doch die Liebe vermag, die Liebe überwindet Alles. Der Diener Christi schlägt sein Leben in die Schanze, nicht um zu zerstören, sondern um zu retten, er dringt mit ergebenem Muthe,

in stillem Gottvertrauen vor. Er zaudert, er wankt einen Augenblick, von seinen Gefühlen überwältigt, unter der niedrigen Oeffnung; aber dann schreitet er vorwärts und bringt Licht und Trost, wo Verwüstung, Entsetzen, Verzweiflung und das Elend in seiner gräßlichsten Gestalt, wo die Dämonen der Hölle gebieten. Die Unglückliche hat einst mit Frevelmuth falsch gegen einen Priester gezeugt, um ihn zu entehren — ein Priester bringt ihr, während Alle fliehen, in der letzten Stunde die Verzeihung des Himmels.

Die Bauern standen in athemloser Erwartung. Als der Priester wieder unter der Oeffnung erschien und heraustrat, war er todtenbleich, dem Umsinken nahe. Zwei Männer mußten ihn stützen. Er bezwang das schwache Fleisch, die Macht der christlichen Liebe bewältigte die anstürmenden Empfindungen der menschlichen Natur. „Es ist vollbracht!“ sprach er, ruhig das Auge erhebend. „Der Herr gebe ihr die ewige Ruhe!“ — —

Auch Schlosser erholte sich nicht mehr von seinem Sturze trotz der ärztlichen Hilfe, die ihm der bei der Untersuchungs-Commission befindliche Physicus sofort angedeihen ließ. Er verschied gegen Abend nach Aussage des Arztes weniger in Folge der erhaltenen Verletzungen, als in Folge eines dazu getretenen Herzschlages. Doch hatte er vor seinem Ende lichte Augenblicke, um mit Gott und der Welt, so weit ein reuiger Wille reicht, sich aussöhnen zu können.

Zwei Tage nach diesen erschütternden Vorfällen wurde der erschlagene Postillon beerdigt. Am Tage darauf hatte man im Dorfe eine Doppelleiche, ein seltenes, seit Menschengedenken nicht erlebtes Schauspiel, das selbst aus der Nachbarschaft viele Neugierige herbeizog.

Todtenstille herrschte auf dem Gottesacker, als der Priester nach Einsegnung der beiden Gräber sich zum Volke wandte und also sprach:

„Geliebte im Herrn! — Im Namen und zum Vollzuge des letzten Willens der Geschiedenen, dessen Erfüllung ich heilig versprechen mußte, habe ich an dieser Stelle zu erklären, daß die schwere Anklage, welche vor einer Reihe von Jahren gegen den damaligen Herrn Kaplan Reinold erhoben und später wegen Mangels an Beweis eingestellt wurde, von den Betheiligten durchaus erfunden und erlogen war. Ich mußte ihnen, damit sie in Frieden scheiden konnten, die volle Verzeihung des nunmehrigen Herrn Professors Reinold zusichern und habe solche bereits schriftlich eingeholt. Nach diesem bleibt uns nur noch die Aufgabe, zum Vater der ewigen Barmherzigkeit für die Ruhe der Heimgegangenen zu beten.“

Der Priester kniete zum Gebete nieder und die ganze Gemeinde folgte seinem Beispiele. Erst nach und nach verliefen sich die Leute vom Kirchhofe. Den ganzen Winter über hörte man in den Spinnstuben, beim

flackernden Fackellicht, von nichts Anderem erzählen, als von den Ereignissen dieser Woche, ihrem Zusammenhange und ihren traurigen Folgen. — —

Noch einmal betreten wir nach Jahr und Tag das Schulhaus. In seinen Räumen herrscht tiefe Stille, nur manchmal von einem Seufzer oder von unterdrücktem Schluchzen unterbrochen. Im Hausplatze, im Wohnzimmer knien Männer, Frauen und Kinder, trauernd und betend. In ihren Augen blinken Thränen, die plötzlich zu lautem, klagendem Weinen anschwellen, das durch die Reihen geht. Er hat ausgerungen, der edle Dulder! Die treue Gattin hat sein bleiches Haupt mit einem lauten, durchdringenden Aufschrei, in dem sich der ganze, lang verhaltene Schmerz eines gepreßten Herzens entrang, auf die Kissen zurückgelegt, den letzten Kuß auf die kalten Lippen gedrückt, das gebrochene Auge, welches ihr das letzte Lebewohl zu senden scheint, zur ewigen Ruhe geschlossen. Dann aber sinkt sie am Bette nieder, preßt beide Hände auf das zuckende Herz und — ein heißes Dankgebet ist es, das ihre Lippen stammeln: „Lieber Gott im Himmel! Ich danke dir auf den Knien, daß du in jener Nacht meinen Arm gestärkt hast und jetzt unser Vater mit reiner Hand, ohne Blutschuld, vor deinen Richterstuhl tritt. O Herr, sei ihm gnädig und barmherzig!“

Ihr Haupt sank tiefer und tiefer. Eine Ohnmacht umnachtete ihre Sinne. —

Es war ein außerordentlich feierliches Leichenbegängniß, wie es der „Wald" nie gesehen, das dem geschiedenen Kinderfreunde bereitet wurde. Wir reden nicht von den Geistlichen, wir reden nicht von den Collegen des Entschlafenen, sondern vom Volke, das den Gottesacker bis zum letzten Winkel bedeckte und am offenen Grabe mit seinem Schmerze und seinen Thränen die Unbilden abbitten zu wollen schien, welche es dem rastlosen, uneigennützigen Förderer seines Wohles bereitet hatte.

Auch Professor Reinold, der seit seiner damaligen unfreiwilligen Abreise und seit dem verhängnißvollen Fluche des Bettlers das Dorf nicht mehr betreten hatte, war erschienen, um seinem Freunde die letzte Ehre zu erzeigen und der trostlosen Wittwe mit ihren fünf unmündigen Kindern Rath, Trost und Hilfe zu bringen, so weit es in seinen Kräften stand. Reinold war der Letzte, der nach langem, andächtigem Gebete den Kirchhof verließ. Am Ausgange streckte ihm ein alter, gebeugter Mann, der sich auf einen Stab stützte, die zitternde Rechte, welche der Rosenkranz umschlang, um ein Almosen entgegen. Ein einziger Blick — und der Professor gab, was er nur entbehren konnte. Die ungewohnte, reiche Gabe machte den Bettler aufmerksam. Er starrte dem Priester in das Antlitz — das Geld entfiel seiner Hand. Der Geistliche entfernte sich mit dem christ-

lichen Gruße des Friedens. Der Alte sah ihm nach bis er seinen Blicken entschwand. Das war Meister Imhof, den seine Verwandten mit Schlägen aus der Mühle, welche sie später selbst verlassen mußten, hinaustrieben, als er nicht mehr arbeiten konnte, und der nun im Armenhause den Platz des alten Job einnimmt.

An demselben Morgen, an dem man den Lehrer feierlich zur Erde bestattete, wurde Maler Elias Hochgesang zum letzten Mal in der benachbarten Stadt gesehen und zwar am Borde des Dampfbootes, welches stromabwärts fuhr. Später eingeleitete polizeiliche Nachforschungen stellten heraus, daß er mit seinem letzten Geldstücke in der Tasche nach Amerika entwichen war, seine zahlreiche, brodlose Familie ihrem Geschicke und der Gemeinde überlassend. Niemals gelangte mehr eine Nachricht über sein ferneres Schicksal in das Dorf. Er war und blieb verschollen. — —

Gott sei Dank! — Das düsterste Bild, das wir je gezeichnet haben, ist vollendet, und wir freuen uns von ganzem Herzen, noch einen blitzenden Strahl, einen lichten, verklärenden Sonnenblick für dasselbe zu finden. Der reiche Straßbacher ließ nämlich Agathe schnöd im Stiche und sah sich nach einer andern Braut um, als der Vermögensstand des Schulzen-Schwagers ernstlich zur Sprache kam. Das wirkte abkühlend auch auf andere Freier und Agathe blieb von dieser Zeit an mit weiteren Anträgen verschont. Sie war heiter und guter

Dinge dabei und trieb beständig ein geheimnißvolles Wesen mit der Frau Lehrerin, deren Liebling sie war. Niemand im Dorfe vermochte es zu erforschen. Plötzlich wurde aus freien Stücken und aus freier Hand Haus und Hof verkauft. Die Leute vergingen vor Neugierde. Dem Schulzen-Schwager selbst drückte das Geheimniß fast das Herz ab. Endlich kam der Tag der Erlösung und mit ihm ein stattlicher Förster in herrschaftlicher Uniform. Es war Joseph Geis, der sich nach mancherlei Irrfahrten im Dienste eines reich begüterten bömischen Standesherrn zum Förster emporgeschwungen hatte und nun erschien, um seine glückliche Braut heimzuführen. Er nahm Vater und Tochter mit fort in's Böhmerland. — —

Hiemit schließen diese Familien-Erinnerungen. Daß ich dabei wirkliche Begebenheiten schilderte und auch schildern konnte, wird man mir gewiß gern zugestehen, wenn ich bemerke, daß in dem Schulhause, welches wir so oft berührten, meine Wiege stand und daß der Lehrer und seine Frau meine nun in Gott ruhenden, seligen Eltern sind. — —

Inhalt.

Seite

Großvater, der, im Kreise seiner Enkel, oder italisches Stillleben. Erzählungen für die Jugend und das Volk, von Carl Riedl. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. Preis 36 kr. rhein oder 11¼ Sgr.

Julius Graf von Montefalkone, oder Vaterlandsliebe und Heldenmuth; ein Charakter- und Familiengemälde aus der Zeit des deutschen Freiheitskampfes. Für die deutsche Jugend bearbeitet von J. N. Mundbrod. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. Preis 36 kr. rhein. oder 11¼ Sgr.

König Ludwig, des Heiligen, sechster Kreuzzug in's heilige Land, oder die letzte Oelung. Eine Erzählung für die Jugend und das christliche Volk. Aus dem Französischen. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. Preis 27 kr. rhein. oder 7½ Sgr.

König Robert's Mildthätigkeit oder das Abendmahl. Eine Erzählung für die Jugend und das Volk. Aus dem Französischen. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. Preis 27 kr. rhein. oder 7½ Sgr.

Macht des Kreuzes. Eine historische Erzählung für die katholische Jugend aus dem Französischen von J. M. Axinger. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. Preis 36 kr. rhein. oder 11¼ Sgr.

Margaretha, oder die Hoffnung. Eine Erzählung für die Jugend und das Volk. Aus dem Französischen. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. Preis 27 kr. rhein. oder 7½ Sgr.

Marie, oder Gottes Vertrauen trägt Glück ein. Eine Erzählung für die Jugend und das christliche Volk von Carl Riedl. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. Preis 36 kr. rhein. oder 11¼ Sgr.

Milla, oder der Vorsehung Walten. Erzählungen für Jugend und Volk von Carl Riedl. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. Preis 36 kr. rhein. oder 11¼ Sgr.

Müller, Andr., Pfarrer, die Nachfolge des heiligen Abtes Wendelinus. Zur Belehrung und Erbauung dem frommen Landvolke gewidmet, und mit einem Anhange von Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht- und Kommunion-Gebeten versehen. Mit Approbation. Mit 1 Stahlstich. kl. 8. brosch. Preis 18 kr. rhein. oder 6 Sgr., sauber in Rück- und Eckleder gebunden à 28 kr. oder 8 Sgr.

Münch, M. C, Lesebuch für die Kinder der ersten Classe der katholischen Elementarschulen. 8. brosch. Preis 9 kr. oder 3 Sgr.

— — Neuestes Lesebuch für die Oberklasse katholischer Elementarschulen zur Begründung und Förderung eines ächt christlichen Wandels. 8. brosch. Preis 36 kr. rhein. oder 11¼ Sgr.

Druck des literarischen Instituts in Augsburg.